P. o. germ. 1754 c (2

Sonnenburg

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

36055

<36614677680013

<36614677680013

Bayer. Staatsbibliothek

K. b. Hof- u. Staatsbibliothek München Maximilianstr. 10

Ellermoor.

Zweiter Band.

Ellermoor.

K. Hof- u. Staats-Bibliothek München Maximilianstr. 16

Roman aus der Haide

von

Ferdinand Sonnenburg.

K. HOF- U. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zweiter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Berlin 1888.

Verlag von Otto Janke.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

J. Lindauer'sche Universitäts-Buchhdlg. Schöpping, Maximilian-Platz

Erstes Kapitel.

Am Hünengrabe.

Auf dem Grenzwall seiner Besitzung unter den hohen Tannen stand Siburg und schaute in die weite Haide hinaus. Wie sie schimmerte und leuchtete in ihrer Blütenpracht! Rosige Glut war über sie hingegossen; höher glänzte die Farbe auf den Hügelwellen und dunkler füllte sie die Senkungen; warm und goldig lag das Sonnenlicht drüben auf der Höhe, auf welcher die mächtigen Hügel der Hünengräber sich erhoben.

War das dieselbe Fläche, die zur Frühjahrszeit, als Alles in Blüten prangte, so grau und todt dalag? Spät erst hatte sie im Scheine der Augustsonne ihren Brautschmuck angelegt, aber nun konnte das Auge sich nicht abwenden von ihrer Anmut.

Auf das rosige Feld schritt Siburg hinaus, jeder Schritt seines Fußes streifte die Blüten, welche dichtgedrängt zwischen den feinen, grünen Blättern hervorleuchteten; sanfter Windhauch trug ihm den Honigduft zu und leise tönte das Summen der Bienen an sein Ohr, die zu Tausenden von Blüte zu Blüte flogen. Still war es ringsumher, kein Laut von Menschenmund, kein Glockenschlag, kein Rollen eines Wagens ließ sich hören, kein Haus, kein Kirchturm war zu schauen; Einsamkeit ruhte auf dem Boden, über den nie ein Pflug dahingegangen war, der Jahrtausende lang unberührt dalag, wie das Lebenswort des Herrn der Welt ihn geschaffen hatte.

Langsam wanderte Siburg weiter, der Höhe zu. Mit süßer Vergessenheit umspann dieser Ort die Seele, die Gedanken waren in die Grenzen dieses holden Bildes gebannt, sie summten mit den Bienen durch die Blüten hin, sie gaukelten mit den blauen Schmetterlingen in der lauen Luft einher, zum sanften Spiegel glätteten sich die Wogen, die sonst den Geist mit Unruhe füllten. Gab es da draußen auch noch eine Welt voll Lärm, voll Hast, voll Streit? In diesen Frieden reichte ihr Kampfruf nicht. Glücklich das Herz, dem diese Stätte eine Heimat war!

Höher als alle übrigen stieg von den Hünengräbern Eins über den Haidegrund empor. Vielleicht ruhte in der engen Steinkammer in seiner Tiefe die Asche eines mächtigen Helden, dem seine trauernden Mannen den Hügel geschüttet, als ein ragendes Mal, das Jahrhunderte überdauern sollte, zum ewigen Ruhme dessen, den sein Volk in hoher Verehrung nannte.

Am Abhange des Hügels war eine Birke und eine Tanne gewachsen, welche die Mitternachtseite beschatteten. Als Siburg sich dieser Stelle näherte, stockte sein Fuß; an der andern Seite des Abhanges erblickte er ein herrliches, milchweißes Roß. Es war gesattelt, aber das Gebiß war über die Ohren gestreift, und völlig frei weidete das edle Tier auf der Haide.

Das schöne Roß in der weiten, blühenden Haide war eine so eigentümliche Erscheinung, daß Siburg völlig überrascht war. Langsam, mit vorsichtigen Schritten, um den ungewohnten Gast nicht zu verscheuchen, näherte er sich einem großen Wachholderstrauche, der am Fuße des Hünengrabes stand. Ruhig weidete das Pferd weiter.

Mit Bewunderung betrachtete Siburg die feinen, schlanken und doch kraftvollen Glieder, die völlig weiße, fleckenlose Farbe, den schöngeformten Kopf mit den rosig gefärbten Nüstern. Nur der berühmten Zucht des Freiherrn konnte diese herrliche Stute angehören.

Wo aber war der Reiter? Ringsum suchten Siburgs Blicke vergebens, die ganze Gegend war völlig einsam. Sollte das Roß entflohen sein? Doch es weidete so ruhig, und das aufgestreifte Gebiß deutete darauf hin, daß die Hand seines Herrn ihm diese Freiheit gewährt hatte. War nicht anzunehmen, daß dieser Herr in nächster Nähe verweilen mußte?

Abermals wanderten Siburgs Blicke, und plötzlich schrak er leise zusammen. Wenige Schritte von ihm entfernt, im Schatten der Birke, die auf dem Hünengrabe stand, schimmerte aus dem blühenden Haidekraute eine blonde Locke hervor, feines, volles glänzendes Haar.

Lauschend, regungslos stand Siburg — doch kein Laut drang in sein Ohr, ohne Bewegung ruhte die Locke auf den Blüten.

Unwiderstehlich zog es den Betrachtenden heran. Zwei vorsichtige Schritte noch, nun schaute er über

den Rand des Hünengrabes weg, und sein Blick fiel auf die Gestalt eines jungen Mädchens. Schlummernd, das Haupt auf den weißen Arm gebettet, ruhte sie auf dem moosigen Grunde. Ruhig hob sich der Busen, ein leises Lächeln lag auf den rosigen Lippen.

Wer die Schlafende war, danach brauchte Siburg nicht zu fragen; auf den ersten Blick hatte er sie erkannt; diese Züge waren aus seiner Seele nicht mehr gewichen, seit er ihr Bild in der Stube des Pfarrers zu Altenhagen sah; Hilda war es, des Freiherrn Tochter, die da vor ihm ruhte.

Sie war es, und doch war sie wieder eine Andere. Wie ein verworrener Schatten erschien ihm das Bild, als nun das süße, blühende Leben vor seinen Augen lag. Wenn die sanft schwellenden Lippen auch geschlossen waren, redeten nicht doch diese holden Züge, diese rosigen Wangen, diese stolze Stirn? Redeten sie nicht eine gebietende und doch bethörende Sprache?

Siburgs Blicke wandten sich nicht fort, seine Gedanken weilten nur bei der schönen, jungen Gestalt in der blühenden Haide, alles Andere war vergessen. Wer doch ewig so schauen, ewig so vergessen könnte!

Langsam rückte die Sonne weiter und drängte

den Birkenschatten zurück; schon küßte der heiße Strahl die weiße Hand, bald mußte er die Stirn der Schlafenden bescheinen, sie wecken. Unwillig, zögernd wich Siburg zurück in das verbergende Wachholder-gebüsch; als Wächter wollte er hier harren, bis Hilda erwachen würde.

Als er dem Bann der schönen Züge entrückt war, klopfte sein Herz allmälig ruhiger. Einsam wieder und schweigend dehnte nach allen Seiten sich die Haide aus, nur Hilda's weiße Stute weidete in dem blühenden Gestrüpp.

Warum weile ich hier? fragte sich Siburg, droht der Schlummernden irgend eine Gefahr? Hier, wohin außer dem Schäfer sich kaum jemals der Fuß eines Menschen verirrt? Sie ruht hier so sicher wie in ihrer Burg zu Ellermoor; wenn sie erwacht, wird sie ihr Roß besteigen und heimkehren, wie von jedem andern Ausfluge; es wird nicht das erste Mal sein, daß sie an diesem Orte, in dieser schönen Einsamkeit die Ruhe sucht. Sie bedarf des Dienstes nicht, der mich hier zurückhält. Wenn es ihr einfiele, an diesem Busche vorüber dem Walde zuzuschreiten, müßte sie mich dann nicht entdecken? Wie würde ich vor ihr stehen? Was würde ich sagen? Wie kann ein Mann

von Grundsätzen sich durch eine Mädchenwange so bethören lassen?

So dachte er; innerlich fühlte er seine Entrüstung über sich selbst — und er blieb, und nicht ein Augenblick verging, daß er nicht nach der Stelle hinübergelauscht hätte, wo er das goldig glänzende Haar durch die Blüten schimmern sah.

Nun regte sich Hilda, sie erhob sich, und mit klangvoller Stimme rief sie: „Nanna!“

In leichten Sprüngen kam Nanna heran, Hilda klopfte liebkosend den Hals des edlen Rosses und legte den Zügel wieder auf. Dann schwang sie sich gewandt in den Sattel und sprengte über die Haide hin, ohne sich umzuschauen. Aber Siburgs Blicke folgten ihr, bis das weiße Roß hinter einer Bodenwelle verschwand.

Dann trat er zu der Stelle, wo neben der Birke Hilda geruht hatte. Nur wenige Aestchen der Haide waren niedergedrückt. Dort, auf jenem Moospolster, hatte der Arm sich ausgestreckt, der das schöne Haupt trug. Siburg beugte sich nieder; an einem rosigen Blütenzweige schimmerte ein glänzendes, langes Haar, wie ein Faden von Gold, in die Blumenkelche von Feenhand hinein gewebt. Er brach den kleinen Zweig;

seine Hand schwankte einen Augenblick, als ob er den Zweig fortwerfen wollte; dann zog er seine Brieftasche hervor und legte Blüten und Goldfaden zwischen zwei weiße Blätter.

Ein Hund schlug an, dicht neben ihm. Siburg steckte rasch sein Buch ein und schaute sich um; der alte Schäfer kam mit seiner Schnuckenheerde herangezogen. Weit zerstreut waren die grauen Schafe mit ihren feinen, zierlichen Gliedern und ihren spitzen Hörnern. Als Hurtig, der Schäferhund, der beinahe selber wie eine Schnucke aussah, sie zusammentrieb und die leichtfüßigen Tiere vor ihm hinflohen, erschienen sie wie Wilde, die in voller Freiheit in der unbegrenzten, pfadlosen Haide schweiften, so fremdartig war der Anblick.

Als Hurtig die Schafe herangeholt, ward er den Wanderer am Hünengrabe gewahr; sogleich stürzte er auf ihn zu und zeigte ihm grimmig knurrend die spitzen Zähne.

Mit der kleinen Schaufel am Ende seines langen Stabes faßte der Schäfer einen Erdkloß, und in starkem Hebelschwunge bediente er sich des Wurfgeschosses so sicher, daß die geschleuderte Erde mitten auf Hurtigs Rücken traf. Heulend wich er zurück,

der Schäfer trat heran. Siburg erwiderte den Gruß des Alten und fragte ihn, ob er oft über diese Fläche treibe.

„Hier ist unsere größte und beste Weide," entgegnete Ahlms, der Schäfer; „gehörte sie nicht dem Freiherrn, so würden hier wohl auch schon längst Föhren angepflanzt sein."

„Das wäre zu bedauern," versetzte Siburg, indem er seine Blicke über die rosigschimmernde, wellige Ebene schweifen ließ.

„Was aus unsern Weiden und unsern Heerden werden soll, wenn der Freiherr einmal nicht mehr in Ellermoor zu sagen hat," fuhr der Schäfer fort, „daran mag ich garnicht denken."

„Der Freiherr kann noch manches Jahr leben," entgegnete Siburg.

„So meine ich's nicht," erwiderte Ahlms.

„Auch der Verlust des Rechtsstreites kann ihn nicht zu Grunde richten," versetzte Siburg.

„Das könnte er nicht!" bestätigte der Schäfer, „die Herrschaft Ellermoor kann mehr tragen. Das Unglück unseres gnädigen Herrn liegt anderswo."

„Kennt Ihr's?" fragte Siburg, „wo liegt es?"

„Dort!“ entgegnete der Alte, indem er den Arm nach Mittag hinstreckte.

„Ihr meint das Moor?“ versetzte Siburg.

„Von dort schleicht es heran,“ erwiderte der Schäfer, „und Niemand kann helfen, denn der gnädige Herr hat es selber gerufen.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ antwortete Siburg.

„So wissen Sie nicht,“ versetzte Ahlms, „welche Bewandtniß es mit dem unglückseligen Moor hat?“

„Thorheiten habe ich davon sagen hören,“ entgegnete Siburg; „an solchen Aberglauben sollte kein vernünftiger Mensch denken.“

„Hier ist kein Aberglaube,“ erwiderte der Alte traurig, „ich will Ihnen die Geschichte erzählen.“ Er schaute sich nach seiner Heerde um; der Hund hatte sie in der Nähe des großen Hünengrabes zusammengetrieben.

Der Schäfer stützte das Kinn auf seine beiden Hände, die er auf das Ende des langen Stabes gelegt hatte; unter dem breitgekrempten Filzhut schauten die hellen, blauen Augen klug hervor, und die grauen Haare hingen auf den dunklen Leinenrock herab, dessen Farbe sich kaum noch bestimmen ließ; Regen, Wind und Sonnenbrand hatten an ihr gezehrt.

„Vor vielen hundert Jahren," begann er zu erzählen, „wohnten hier in dem ganzen Lande nur Heiden. Sie waren groß und stark und fürchteten keinen Menschen; gegen ihre Feinde kannten sie keine Schonung, sonst aber waren sie rechtlich und gut von Sinn und ihrem Worte treu. Ihre Todten verbrannten sie, und dem Vater bauten seine Söhne hohe Gräber von ungeheuren Steinen und Erde, wie die sind, die da vor uns liegen. So viel thut jetzt kein Sohn mehr für seinen Vater. Hier in der Gegend wohnte ihr Herzog, der hatte sein Haus dort gegen Mitternacht zu, wo jetzt der große Buchenwald des Freiherrn ist.

„Nun kamen aber die fremden Christen ins Land, da gab es viel Feindschaft und Streit und der Bruder hob seine Hand gegen den Bruder auf, denn ein Teil des Volkes wurde christlich, aber ein anderer Teil wollte seine alten Götter nicht verlassen. Doch die Christen gewannen die Uebermacht, und die noch heidnisch waren, mußten in die versteckteſten Winkel flüchten; aber auch bis dahin wurden sie verfolgt, so daß der Heidenglaube zuletzt ganz ausgerottet war.

„Nur ein einziger Mann wollte von dem neuen Glauben durchaus nichts wissen; er hieß Harm und

hatte einen großen und schönen Hof, der lag da, wo jetzt das Kloster Altenhagen steht. Niemand konnte dem Harm etwas vorwerfen, er war rechtlich wie Einer, und den Armen half er gern; er war auch ein kluger und sehr starker Mann und hatte ein zahlreiches Gesinde, und darum wagten sich die Nachbarn nicht an ihn. Einige waren auch gute Freunde mit ihm, aber nur heimlich, damit sie keinen Schaden davon hätten.

„So kam es, daß Harm manches Jahr ruhig als Heide unter den Christen lebte und Keiner dem Andern etwas zu Leide that.

„Nun wollte aber der Bischof einmal nachsehen, wie es in den neuen Gemeinden ginge, und als er durchs Land zog und von Harm hörte, daß er noch immer Heide sei und alle seine Leute zum Heidentume anhielte, da wurde er sehr zornig und befahl den Nachbarn, daß sie, wenn Harm sich nicht bekehren wollte, ihn tödten und seinen Hof in Brand stecken sollten.

„Das war den meisten Leuten garnicht recht, aber die Priester trieben alle Tage und drohten mit dem Bischof, und zuletzt versammelten sich die Nachbarn und beratschlagten, was sie thun sollten. Sie

schickten Boten an Harm und ließen ihm sagen, er möchte mit seinem Gesinde zur Taufe kommen sonst müßten sie Krieg mit ihm anfangen.

„Harm ließ ihnen durch die Boten wiedersagen: ‚Wem ich Unrecht gethan habe, der möge zu mir kommen, ich will ihn entschädigen. Bei meinem Glauben laßt mich bleiben, ich bin ein alter Mann und werde nicht lange mehr leben.‘

„Mit dieser Antwort wollten die Nachbarn sich zufrieden geben, aber die Priester drohten und trieben zum Streit, und der Bischof sandte einen Brief und drohte ebenfalls. Da sammelten sich die Männer in ihrer Kriegsrüstung und zogen vor das Haus des Harm, das mit Wall und Graben umgeben war, wie noch jetzt Burg Ellermoor.

„Sie fanden das Thor geschlossen, auf dem Walle stand Harm und sagte: ‚Nehmt die Hälfte von meinem Acker und meinem Walde und verschont meinen Hof und die darin sind!‘ Aber die Priester, die mit in dem Zuge waren, fluchten dem Harm und riefen die Kriegsleute zum Kampfe auf. Da stürmten die gegen das Thor an und wollten es aufbrechen, doch Harm und seine Knechte verteidigten sich tapfer und blieben Meister und tödteten viele von den Angreifern.

Da zogen diese sich zurück und lagerten sich weiter abwärts am Flusse.

„Sie wußten nun keinen Rat, was zu beginnen wäre, und wurden uneins mit einander, bis in der Nacht ein Knecht des Harm zu ihnen geschlichen kam, der bot ihnen an, er wolle ihnen das Thor noch in derselben Stunde öffnen, wenn sie ihm viel Geld geben wollten. Mit dem Verräter schlossen sie ihren Bund, mit seiner Hülfe gelangten sie in den Hof, und in heißem Kampfe wurde hier der alte Harm mit seinen Söhnen und seinem Gesinde erschlagen, aber das Haus hatten die Heiden, als sie keine Rettung mehr sahen, angezündet, und das verbrannte mit den Todten und mit aller ihrer reichen Habe.

„Nur einige Mägde des Harm retteten sich, und da sie wußten, daß man sie tödten würde, wenn man ihrer habhaft würde, so flüchteten sie in die Wildniß, die sich damals rund um das große Moor zog, und an der Stelle, wo jetzt Hethendorf liegt, bauten sie sich Hütten von Schilf und Zweigen und wohnten darin.

„Sicher waren sie an dem Orte, denn Niemand getraute sich in die Wildniß hinein, weil es dort nicht geheuer war. In dem Moore hielt sich nämlich ein

Ungetüm, ein Schrat, ein wilder, starker Mann, ganz mit zottigem Haar bewachsen, der die Menschen, die er in der Wildniß traf, verfolgte und erwürgte. Diesem Gespenst, diesem Schrat ergaben sich die geflüchteten Mägde, und er beschützte sie und half ihnen Nahrung schaffen.

„Die Kinder dieser Mägde waren ihrem Vater, dem Schrat, ähnlich; sie wuchsen in der Wildniß auf und wurden schlimme Feinde aller Bewohner der Umgegend, und Manche, die noch heimliche Heiden waren, flüchteten zu ihnen und lebten bei ihnen. Ihre Zahl mehrte sich, und lange Jahre haben sie noch ihre heidnischen Gebräuche behalten. Wenn die Christen das Osterfest feierten, dann sind die Heiden aus der Wildniß hervorgekommen, und in der Osternacht haben sie hier auf diesen Hünengräbern ihre Feuer angezündet und haben darum getanzt.

„Von diesen Heiden stammen die Hethendorfer ab; sie sind Alle gesinnt, wie ihre Urväter, sie sind boshaft gegen Jedermann, und wer mit ihnen verkehrt und ihnen Gaben reicht, dem lohnen sie mit schlimmem Undank; wer sie aber unter sein eigen Dach aufnimmt, der muß von seinem Hause und seinem Herde weichen,

wie der alte Harm Haus und Hof und das Leben dazu verlor."

„Woher wißt Ihr diese Geschichte?" fragte Siburg den Alten.

„Die kennt hier jedes Kind," versetzte der Schäfer, „ich habe sie erzählen hören, als ich noch in die Schule ging."

„Sie paßt so gut auf alle Verhältnisse der unglücklichen Hethendorfer, daß man meinen sollte, sie sei den Leuten am Moor nachträglich auf den Leib geschnitten," entgegnete Siburg. „Glaubt Ihr das, was Ihr mir erzählt habt?"

„So fragen Sie, Herr?" erwiderte Ahlms erregt; „daß ich daran zweifle, davor soll mich Gott bewahren! Sehen Sie denn das Unglück nicht an unserm gnädigen Herrn? Im Winter vor einem Jahre war es, da kam spät Abends eine Frau aus Hethendorf auf die Burg und schrie: ‚Von allen Thüren haben sie mich fortgejagt! Soll ich mit meinem Kinde verhungern und verfrieren?' Da befahl der gnädige Herr, die Frau sollte mit ihrem Kinde in der Burg Quartier erhalten; es war freilich ein schreckliches Wetter, aber er hätte es doch nicht thun sollen. Kaum ein halbes Jahr war vergangen, da führte der Teufel den Herrn

von Lange und den Müller im Strohkruge zusammen, und da war das Unglück fertig."

„Was hatte aber diese Angelegenheit mit den Hethendorfern, insbesondere mit der armen Frau und ihrem Kinde zu schaffen?" fragte Siburg.

„Wer nicht glauben will, dem ist schlecht predigen," erwiderte der Schäfer ärgerlich. „Sie hätten auch besser gethan, Herr, wenn Sie bei Zeiten auf guten Rat gehört hätten."

„Ich verstehe Euch," entgegnete Siburg, „ich habe den verwundeten und verlassenen Knaben aus Hethendorf, dessen keine Menschenseele sich erbarmen wollte, in mein Haus getragen. Wir konnten ihm freilich nicht mehr helfen und auch der Arzt nicht, denn das arme Kind starb schon nach wenigen Tagen. Und daß ich das sterbende Kind nicht auf der Landstraße habe liegen lassen, dafür, meint Ihr, wird der Herrgott mir das Unglück über den Hals schicken? Redet Ihr das im Ernste, Schäfer?"

Scheu blickte der Alte Siburg von der Seite an. „Es giebt auch Dinge, Herr, die nicht von unserm Herrgott stammen," sagte er. „Die Sonne steht tief; ich muß eilen, daß ich mit meinen Schafen den Stall erreiche, ehe es dunkel wird. Gute Nacht!"

An der Stelle, wo Hilda geruht hatte, lagerte Siburg sich am Fuße des Hünengrabes.

Fern hinter Burg Ellermoor sank die Sonne blutrot nieder, goldener Dunst lag auf der weiten Haide. Siburg dachte an die schöne Gestalt, die er hier geschaut hatte; er dachte auch an die unheilverkündenden Worte des Alten, und es überkam ihn wie eine trotzige Befriedigung, daß er jetzt unter demselben Banne stehen sollte, wie der Freiherr und sein Haus.

Einem riesigen, dunklen Grabhügel gleich lag die Burg schwarz vor der sinkenden Sonne.

Siburg schaute zu ihr hinüber, bis ihre Umrisse in der Dämmerung zerrannen. Dann wanderte er durch Haide und Wald seinem einsamen Hause zu.

Zweites Kapitel.

Ellermoor.

„Auch hierin kann ich nicht auf Deine Seite treten „Nur dann sollte ich im Stande sein, die Empfindungen einer anderen Seele zu verstehen, wenn ich unausgesetzt mit anderen Menschen arbeite und lebe und mein Geschick mit dem ihrigen verbinde? Dem ruhigen Beobachter, der an der Seite des Weges auf seinem Platze für sich allein steht, dem sollten Erscheinungen verborgen bleiben, die sich Jedem offenen Auge darbieten?

„Das Gegenteil allein von Deiner Behauptung ist richtig! Wer mitten im Chore steht und singt, der empfindet nur einen Teil des Eindruckes, den der Gesang auf den ferner stehenden Zuhörer in ungeteilter Gewalt äußert. Nicht weil die Geschicke der Menschen mir gleichgültig sind, will ich unbeteiligter Beobachter

bleiben, sondern weil ich die Eindrücke in meiner Seele nicht trüben lassen will. Du weißt, daß meine Natur immer mehr zur Beschaulichkeit hingeneigt hat; ich liebe es, in dem bunten Treiben der Welt gleichsam ein Buch zu sehen, das zum Lesen aufgeschlagen vor mir liegt; mich ergötzt das Gewühl des Marktes, mich bewegt der Kampf, dessen Ringen ich anschaue, mich erschüttert die Gewalt des Sturmes, der vor meinen Blicken mächtige Stämme entwurzelt und hochragende Mauern zusammenstürzt. Mir aber bleibt allen diesen durcheinanderwirbelnden Erscheinungen gegenüber dasjenige erhalten, was das köstlichste Gut des Lebens ist, der ungetrübte Friede der Seele. Die großen Weisen des griechischen Altertums wußten wohl, warum sie ihn höher stellten, als jedes äußere Glück der Welt.

„Darum schilt mich nicht, lieber Freund, wenn ich in meiner Einsamkeit volles Behagen finde und keine Lust verspüre, aus dem sicheren Hafen, den der gute Oheim mir aufthat, wieder in die Fährnisse der bewegten See hinauszusteuern; rücke mir nicht Verleugnung meiner Jugendkraft, Vernachlässigung meiner Pflichten gegen Staat und Menschheit vor; zu ähnlichen Mahnungen habe ich in irgend einer schwachen Stunde mich selber wohl einmal verbunden gefühlt,

doch ich habe dergleichen Anwandlungen früherer Knechtschaft stets leicht überwunden, ich fürchte sie jetzt nicht mehr.

„Stehe mir lieber bei gegen eine Gefahr, die meiner Ruhe droht, jetzt allerdings erst aus der Ferne; doch werden mir einige Deiner unbeugsamen Machtsprüche, so fern Du für meine Lage passende bereit hast, ein willkommenes Rüstzeug sein, um den Friedensstörer erfolgreich zurückzuweisen.

„Mehrmals habe ich Dir von dem Feiherrn von Ellermoor, von seinem Kampfe gegen welfisch gesinnte Feinde und von seinen Verhältnissen erzählt. Das Streben des Mannes hat meine Bewunderung, sein Schicksal meine innigste Teilnahme erregt, und wenn ich im Stande wäre, ihm zu helfen, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, selbst ein großes Opfer für ihn zu bringen. Ich habe jedoch auch seine Tochter gesehen, auf der Haide fand ich sie im Schatten einer Birke schlummernd; sie weiß es nicht, daß ein Fremder dicht neben ihr stand. Es war ein Anblick, von dem ich mich gewaltsam losreißen mußte, denn Hilda ist schön, eigenartig schön, eine Erscheinung, die man nie wieder vergißt, weil

sie unter Tausenden sich mit voller Bestimmtheit hervorhebt. Auch ich habe sie nicht vergessen.

„Zu allen Stunden warst Du der Mann des kühlen Verstandes, Leidenschaften gewannen keine Macht über Dich, Verliebte erfreuten sich nur Deines kühlen Spottes; Du warst reich an Aussprüchen, die das Weib nur als Spielzeug des Mannes erscheinen, ihn selbst aber als ein Wesen auftreten ließen, dem höhere Ziele zugefallen waren, als sich — wie Du sagtest — am Schürzenbande fortziehen zu lassen.

„Möchtest Du nicht die Gewogenheit zeigen, mir aus Deinem Schatze der weibervertreibenden Mittel das eine oder das andere zugehen zu lassen? Nur Schutzmittel sollten sie mir sein, denn der Gegenmittel bedarf ich noch nicht; wie mit einem Wappenspruche auf einem Schilde will ich Alles damit zurückweisen, was den Frieden einer gleichmäßig gestimmten Seele trüben könnte. Es soll Dir auch gestattet sein, einige Worte des Spottes beizufügen, denn der Angriff ist ja Dein Leben. Leihe mir Deine Waffen, ich werde sie nicht rosten lassen. Willst Du jedoch —“

Schritte, die sich näherten, zogen Siburgs Aufmerksamkeit auf sich; der Laube, in welcher er schreibend saß, kam ein Fremder zugegangen, ein älterer Herr,

eine hohe, stattliche Erscheinung mit gewinnenden Zügen.

„Da der Neffe meines alten Freundes nicht zu mir kommt, so muß ich wohl zu ihm kommen," sagte der Gast, „ich bin der Freiherr von Ellermoor."

So überrascht war Siburg von diesem Augenblicke, daß er keine anderen Worte, als einige landläufige Redensarten der Entschuldigung und des Dankes fand.

Mit ruhiger Freundlichkeit erwiderte der Freiherr; die Einladung, ins Haus einzutreten, beantwortete er mit der Bitte, in der Laube bleiben zu dürfen, in welcher er früher mit dem Kapitän manche Stunde verplaudert habe. Ein Glas Wein wies er nicht zurück. Frau Niebur trug mit hocherfreuten Blicken die Flasche und die schönen Römer herzu.

Als der Freiherr das Glas wieder hinsetzte, sagte er: „Sie sind ein Verschwender, Herr Assessor; von diesem köstlichen Rauenthaler können nur noch wenige Flaschen in Ihrem Keller liegen. Ich kenne ihn; Ihr Oheim hatte einen kleinen Vorrat von einem Bekannten erhalten, und liebenswürdig, wie mein guter Hessenstein immer war, schickte er mir die Hälfte seines edlen Gutes ins Haus. Er war eine treue Seele, der

immer nur an Andere, aber niemals an sich dachte."

So plauderte er in bewegter Erinnerung fort. Siburg redete nur wenige Worte; er konnte den Blick nicht von dem Antlitze des Mannes abwenden, der so schlicht in seinem ganzen Wesen erschien, und doch zugleich einen Einfluß übte, der völlig gefangen nahm.

Rosseshufe ließen sich unter den Eichen vernehmen, der Freiherr leerte langsam sein Glas und erhob sich.

„Meine Tochter," sagte er, „wünschte ihre Gespielin Frieda Hartig zu begrüßen, ich bin mit ihr hinübergeritten; draußen erwartet sie mich. Werden Sie mir die Freude bereiten, sich bald einmal in Ellermoor sehen zu lassen? Morgen Nachmittag treffen Sie mich zu Hause."

Siburg geleitete den Gast. Am Thore unter den Eichen hielt Hilda auf ihrem weißen Rosse. Mit leichtem Neigen des Hauptes grüßte sie, und forschend glitt ihr Blick über die Gestalt des Hausherrn, der mit artigen Worten zu ihr herantrat.

Während der Freiherr sein Roß bestieg, deutete Hilda auf einen hohen Rosenstrauch, der in der Nähe der kleinen Gartenpforte stand.

„Dort blüht die schöne, tiefdunkle Rose noch, die der Kapitän ‚Georg der Dritte' nannte," sagte sie. „Wenn Ihnen das Opfer nicht zu groß ist, Herr Assessor, möchte ich Sie um eine Knospe bitten."

Zwei Blüten, eine halbe erschlossene und eine kaum geöffnete, zeigten sich auf dem obersten Zweige, sie waren die letzten, welche der Strauch trug. Siburg brach sie und reichte sie der Reiterin.

„Auf Wiedersehen!" sagte der Freiherr freundlich, und langsam ritten sie von dannen.

Wie eine Märchenerscheinung sah es aus, der Freiherr und Hilda auf den herrlichen weißen Rossen, deren leuchtende Farbe aus dem Eichengrün hervorschimmerte, bis sie hinter Hartigs Hof den Blicken entschwanden.

Still kehrte Siburg in seinen Garten zurück. War es ein Traum gewesen, was er eben gesehen zu haben meinte?

Doch die Wirkung dauerte fort; vergebens rang Siburg danach, die Unruhe zu dämpfen, die sich in seiner Seele regte. Glaubte er sie bemeistert zu haben, so tauchten die Augen wieder vor ihm auf, in die er schaute, als er die Rosen überreichte, und von Neuem rann die süße, heimliche Glut durch seine Adern.

Er schritt an den Beeten des Gartens umher und betrachtete aufmerksam die letzten Rosen, die sich noch auf den Stämmen wiegten, aber er wußte nicht, was er vor sich sah.

Er kam wieder an die kleine Pforte neben dem großen Thorwege; sie stand noch offen. Siburg schritt hindurch, er wanderte in den Hochwald hinein, unruhig von einem Orte zum andern.

Die Sterne schimmerten am dunklen Nachthimmel, als er heimkehrte.

Mit Ungeduld erwartete Siburg am folgenden Tage den Augenblick, daß der Wagen vorfuhr, der ihn nach Ellermoor bringen sollte.

Die Fahrstraße führte mit weitem Umwege über Altenhagen, sie lief lange durch die Feldmark des genannten Dorfes und zeigte sich hier nicht anders als die meisten Haidewege: sie war, wie die Natur sie geschaffen, die ordnende Menschenhand war nicht zu spüren; langsam fuhr Johann durch den holperigen, stößigen Sandweg, in dem der Wagen schwankte und die Räder klapperten.

Sobald aber die Grenzen der Herrschaft Ellermoor überschritten waren, veränderte die Gegend ihr Aussehen. Auf regelmäßig gewölbtem Wege rollte

der Wagen leicht dahin, die Felder zu beiden Seiten zeugten, wenn der Boden auch nur leicht war, von sorgfältigem Anbau. Zwölf Pflüge, alle mit gleichmäßig tüchtigen und gutgenährten Pferden bespannt, waren beschäftigt, die Roggenstoppel sogleich wieder zu stürzen. Von Johann wurde Siburg darauf aufmerksam gemacht, daß keiner von den Pflügern eine Peitsche führte; schon seit Jahren habe der Freiherr das untersagt, und nun die Leute sich daran gewöhnt hätten, ginge es ohne Peitsche besser, als früher mit derselben.

Sie näherten sich der Burg, welche rings von Stauwiesen umgeben war; an der Nordseite begrenzte der Buchenhochwald die grüne Fläche. Die zweite Mahd lag auf den dreischürigen Wiesen; flinke Arbeiterinnen türmten das gut gewonnene Heu zu großen Haufen, und von der Burg her nahten Gespanne, den Reichtum heimzuholen. Auf einer weiter zurückgelegenen Fläche gewahrte Siburg eine abgesonderte, kümmerlich gekleidete Schaar, aus deren Reihen kein Lied und kein fröhliches Lachen herüberscholl.

„Das sind die Hethendorfer!“ sagte Johann.

Ein hoher Damm, von festem Eichengeländer eingefaßt, führte durch den Wiesengrund zur Burg·

Verwundert schaute Siburg die gewaltigen Erdwälle, die von breiten, sehr rein gehaltenen Gräben umflutet waren. Schwäne zogen darauf hin und blähten stolz ihre schimmernden Fittige.

Hufschlag scholl hinter dem Wagen. Siburg schaute sich um und sah den Freiherrn heransprengen. Mit vollendeter Gewandtheit zügelte der Reiter das herrliche Roß, das ohne die leiseste Anstrengung aus raschem Laufe sofort in ruhigen Schritt überging.

Nach freundlicher Begrüßung ritt der Freiherr dem Gaste voran in das alte, gewölbte Thor ein, das auf dem Stirnsteine seines äußeren Bogens das Wappen des Geschlechtes, den schwarzen, schreitenden Bären im roten Felde zeigte.

Der Burghof öffnete sich. Zu dem stattlichen Saalbau an der Ostseite lief eine steinerne Freitreppe empor; das eigentliche Wohnhaus, mit dem Saalbau verbunden, lag gegen Mittag gekehrt. Zwei große, schöne Doggen fuhren kettenrasselnd aus ihren Häusern und schlugen kräftig an. Ein Diener eilte herbei, nahm dem Freiherrn das Roß ab und winkte dem Kutscher Siburgs; Johann nickte dem alten Bekannten vertraulich zu, hier war er ja von manchem Besuche seines früheren Herrn her bekannt wie im eigenen Hause.

Das Innere des Wohnhauses erschien wie ein Bild aus längst vergangener Zeit. Die Mauern waren ungewöhnlich dick, die Räume weit, aber nicht sehr hoch, Eichentäfelung deckte die Wände und die Decken. Auch die Einrichtung zeigte überall Eichenholz mit Schnitzerei. Nur die Teppiche, die reichlich angebracht waren und die Kronleuchter erinnerten in ihren Mustern an das Kunstgewerbe der neuen Zeit. Das Zimmer, in welches der Freiherr seinen Gast geleitete, hatte die Eigentümlichkeiten des ganzen Hauses in besonderer Fülle aufzuweisen.

Die Ueberraschung über Alles, was er sah, war so stark, daß Siburg nicht umhin konnte, sie gegen den Freiherrn auszusprechen.

„Eine lange Reihe von glücklichen Umständen hat zusammengewirkt, meinem Hause das Erbe der Väter reichlicher zu erhalten, als dies gewöhnlich der Fall ist. Diese Gebäude stammen in ihren Hauptteilen aus dem dreizehnten Jahrhundert, die Anlage der Burg kann recht gut bis in die Stürme der Völkerwanderung zurückreichen."

„Was ich vor einiger Zeit über Burg und Geschlecht Ellermoor sagen hörte," versetzte der Gast,

„erweckte in mir den lebhaften Wunsch, über beides genauere Auskunft zu gewinnen.“

„Und doch sind Sie nicht zu mir gekommen?“ erwiderte der Freiherr. „Um am Leben eines Einsiedlers Behagen zu finden, sind Sie noch lange nicht alt und bedrückt genug.“

„Ist die Einsamkeit nicht besonders wünschenswert für Jeden, der geistige Arbeit liebt?“ fragte Siburg.

„Nicht immer,“ versetzte der Freiherr; „jeder Mensch hat Rechte an das Leben auszusprechen, aber an jeden Einzelnen von uns stellt auch das Leben seine Forderungen. Der beste Teil meines Lebens liegt hinter mir, und jeder Tag mahnt mich jetzt, daß Leib und Geist sich unter das harte Gesetz des Vergehens beugen müssen. Doch wenn das Kloster noch bestände, das meine Vorfahren in Altenhagen gründeten, so würde ich nicht den Entschluß fassen können, mich in die klösterliche Stille zurückzuziehen, obwohl ich vielleicht mehr Gefallen an ihr finden würde, als an irgend einem andern Leben. Sie aber sind noch viel zu jung, lieber Freund, um sich als müde melden zu dürfen. Dem Neffen meines alten Freundes darf ich das sagen.“

„Der gestrige und der heutige Tag," entgegnete Siburg, „könnte die Veranlassung werden, daß die Einsamkeit meiner Wohnung mir weniger befriedigend erscheint, als bisher."

„So kommen Sie recht oft zu mir und klagen Sie mir Ihr Leid," erwiderte der Freiherr, „an freundlichem Empfange soll es niemals fehlen; aber auch meinen Rat pflege ich gegen meine Freunde nicht zurückzuhalten."

„Mit der Welt in voller Eintracht zu leben, wäre ein schönes Glück," versetzte Siburg; „mich hat ihre Feindschaft hart getroffen, und ich muß es als einen großen Gewinn ansehen, daß ich ihr ausweichen konnte."

„Lassen Sie Ihre Wunden ein wenig vernarben, und ziehen Sie dann wieder frisch in den Kampf," entgegnete der Freiherr. „Wer in der Lage war, sich eine höhere Bildung zu erwerben, dem erwachsen daraus auch größere Pflichten gegen Vaterland und Gesellschaft. Wo der Mann zu helfen und zu bessern vermag, da darf er niemals sagen: Was geht's mich an?"

„Der gute Wille wird oft verkannt und mit Härte zurückgewiesen," wandte Siburg ein.

„Nicht auf die Dauer," erwiderte der Freiherr, „denn kein Mensch vermag seine Augen hartnäckig gegen die bessere Erkenntniß zu verschließen. Als einen Vertreter meiner Ansicht könnte ich Ihnen den Lehrer Heine in Altenhagen nennen. Sein Vorgänger war ein bedauernswerter Mann, eine willenlose Natur und dazu kränklich. Durch eigene und fremde Schuld war seine Stellung völlig untergraben und er zum Spott der Gemeinde, besonders der Jugend, herabgesunken. Sein Nachfolger wurde Heine, den man anfangs in gleicher Weise zu behandeln sich anschickte. Heute steht Heine so, daß kein wichtiger Entschluß ohne seinen Rat in dem Dorfe gefaßt wird. Aber nur durch harten, unermüdlichen Kampf ist dieses Ergebniß gewonnen, und ich habe oft den Mut und die Ausdauer bewundert, welche der schlichte Mann in recht mißlichen Verhältnissen immer wieder bewies. Aber es ist nicht meine Absicht, Sie mit diesen Erörterungen etwa wieder fort in Ihre verlassene Laufbahn zu treiben. Wer wirken will, findet überall Gelegenheit dazu. Mögen Sie sich dauernd Ihrer schönen Besitzung erfreuen! Hoffentlich wird Ihnen der Weg nach Ellermoor nicht zu weit erscheinen."

„Ich will offen gestehen," entgegnete Siburg, „daß mir der heutige Tag auch insofern hoch willkommen ist, als er mir Antwort auf manche Frage verheißt, welche mich in den letzten Monaten beschäftigt hat. Geschichte war stets ein Lieblingsfach für mich, und die Verhältnisse der Herrschaft Ellermoor und ihrer Besitzer sind so durchaus eigenartige, daß sie jeden Geschichtsfreund lebhaft anziehen müssen. Ist es wirklich wahr, daß der Besitz dieser Herrschaft in Ihrem Geschlechte, Herr Freiherr, sich für beinahe ein Jahrtausend nachweisen läßt?"

„Der Nachweis," versetzte der Freiherr, „reicht so weit nicht hinauf. Das Archiv des Klosters Altenhagen bewahrt eine Urkunde vom Jahre 1188, ausgestellt am Dienstage nach Lätare von den beiden Brüdern Konrad und Egbert von Ellermoor, in welcher sie zum Bau eines Klosters, das den heiligen Aposteln Petrus und Paulus zu Ehren gegründet wird, einen ansehnlichen Bezirk an Wald, Haide und Feld von ihrem väterlichen Erbteil als Schenkung für ewige Zeiten verleihen an den neu erwählten Abt Heribert, früher im Kloster zu Korvey, und seine Brüder vom Orden des heiligen Benedikt. Beide Geschenkgeber zogen mit Friedrich dem Rotbart ins

gelobte Land, kehrten aber nicht wieder. Ihr jüngerer Bruder Bernhard schenkte um 1206 dem Kloster, das 1195 eingeweiht war, abermals ein Stück Waldland, und von dieser Zeit bis ins beginnende sechzehnte Jahrhundert begegnet der Name derer von Ellermoor teils in Urkunden, teils in einem noch erhaltenen Jahrbuche des Klosters öfter, bis nach der Reformation die Benediktinermönche ihr Haus zu einem adligen Fräuleinstift hergeben mußten. Und um diese Zeit verlor auch das Geschlecht der Begründer seine Kapelle und sein Erbbegräbniß im Kloster; beides wurde damals hier in der Burg eingerichtet."

„Die Bewohner der hiesigen Gegend nehmen an," bemerkte Siburg, „daß auch die ungewöhnlich umfangreichen Hünengräber mit dem Geschlechte von Ellermoor in Zusammenhang stehen."

„So sagen die Leute," erwiderte der Freiherr lächelnd, „und Ihnen gegenüber will ich kein Hehl daraus machen, daß auch ich mich gern an den Gedanken gewöhnt habe, in jenen wohlerhaltenen Gräbern die Ruhestätte meiner Vorfahren zu erblicken. Wünschen Sie lebhafte Fantasiebilder derselben kennen zu lernen, so wenden Sie sich an meine Tochter. Hilda wird

Ihnen die Namen der Helden nennen, deren Asche dort ruht, und wird Ihnen von den Thaten derselben viele schöne Dinge erzählen; denn daß sie alle nur die edelsten Seelen gewesen sein können, ist ja wohl selbstverständlich."

„Warum sollten sie nicht?" entgegnete Siburg. „Es ist ein Gewinn, einen Gegenstand vor Augen zu haben, an dem die Gedanken sich erheben können."

„Freilich liegt die Gefahr nahe," erwiderte der der Freiherr, „daß diese Gedanken sich in müßigen Träumereien verlieren, die man einem jungen Mädchen gern gönnt; bei einem Manne aber würden sie mir nicht gefallen."

Der Gast schwieg und schaute vor sich nieder; er gedachte der Stunde, wo er auf der Haide neben der Birke stand, gefesselt durch den lieblichsten Anblick. Warum zeigte Hilda sich heute nicht? War sie nicht daheim? Es war besonders der Wunsch, die schöne Reiterin wiederzusehen, die den Gast zu der Bitte veranlaßte, der Freiherr möge ihm die Besichtigung des alten Saalbaues gestatten.

Der Hausherr übernahm selber die Führung. Durch das Bücherzimmer, das eine nicht geringe Zahl

wohlgefüllter Schränke zeigte, gelangte man in den weiten, schönen Festraum, der dem Gaste abermals einen Ausruf des Erstaunens entlockte.

„Sind über diese Burg," sagte er, „die Jahrhunderte ohne Spur hinweggegangen?"

„Wenigstens ist hier mehr verschont geblieben, als an den meisten andern Orten des deutschen Landes," versetzte der Freiherr, „und dieser Umstand erklärt sich aus der einsamen und früher sehr versteckten Lage der Burg inmitten der Wälder und Sümpfe. Aber nicht Alles, was Sie hier sehen, gehört dem dreizehnten Jahrhundert an, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Von diesen vier schönen Bogenfenstern mit den eingestellten Säulen sind nur die beiden auf der Nordseite alt; sie waren vermauert und sind durch die aufgelegten Steine geschützt worden. An der Südseite waren die alten Fenster ausgebrochen und durch regelmäßig viereckige Oeffnungen ersetzt. Zum Glück hatte man aber zur Füllung der eingebrochenen Lücke die alten Steine und Zierstücke wieder verwendet, so daß sie die Gewißheit von dem Vorhandensein der alten Bogenfenster auch auf der Südseite ergaben."

„So verdankt dieser schöne Raum seine Wieder-

herstellung dem gegenwärtigen Besitzer?“ entgegnete der Gast.

„Ich darf sie als mein Werk bezeichnen,“ erwiderte der Freiherr. „Als ich Besitzer der Burg wurde, glich dieser Raum einem verfallenen Speicher, und vor sechzig Jahren hat er in der That diesem Zwecke gedient. Ich hatte schon als Knabe die vermauerten Bogenfenster der Nordseite entdeckt, und als ich auf der Universität Einsicht in das Wesen und die hohe, reine Schönheit der frühen mittelalterlichen Baukunst gewann, regte sich in mir der lebhafte Wunsch, den ehrwürdigen Festraum wieder hergestellt zu sehen. Ein Baumeister aus Lüneburg übernahm die Arbeiten, und nach langem Sinnen und mit vieler Mühe, aber für eine mäßige Summe haben wir dem Saal seine mutmaßlich ursprüngliche Gestalt wiedergegeben.“

„Wenn ich das, was ich hier sehe,“ versetzte Siburg, „mit ähnlichen Räumen vergleiche, die ich in fürstlichen Burgen aus derselben Zeit sah, so muß ich annehmen, daß das Geschlecht, welches hier zu Hause war, über Macht und Reichtum gebot. Wie viele Freudenstunden mögen diesen Saal gefüllt haben! Ich denke mir, jene lange Eichentafel, jene schweren

Sessel, jener herrliche Kronleuchter aus Hirschgeweih wären noch dieselben, die vor Jahrhunderten vielleicht die stolzen Gestalten der Edelleute mit den reichen Kaufleuten der Hansa hier gastlich beieinander sahen."

„So dachte auch ich, als ich den alten Festraum wieder herrichtete," erwiderte der Freiherr, „und ich hoffte, daß an der neuen Stätte mein Geschlecht in dem neuen deutschen Reiche mit fröhlicher Kraft aufblühen sollte. Gott hat es anders gewollt. Die erste Feier, die in diesem Saale stattfand, begrub die beste Hoffnung meines Lebens. Dort an jener Stelle stand der Sarg mit der Leiche meines einzigen Sohnes, den ich vom Schlachtfelde von Mars la Tour in die Heimat geholt hatte." Er wandte sich um und schaute aus dem Fenster in den Hof hinab, dann kehrte er sich dem Gaste wieder zu.

„Aber ich weiß nicht," sagte er, „ob Sie mir meine Anhänglichkeit an die Heimstätte meines Geschlechtes nachfühlen können. Eigentlich gilt unserer rechnenden Zeit dergleichen ja wohl als nutzlose Schwäche."

„Mir ist das Glück einer festen Heimat nicht zu Teil geworden," entgegnete Siburg, „kaum von meinem Großvater weiß ich zu erzählen; den Ort,

wo er lebte, habe ich nie gesehen. Aber wäre mir als Erbe nur das kleinste Stückchen Boden zugefallen, das durch den langjährigen Besitz meiner Väter geheiligt wäre, so sollte dieses Fleckchen mir der liebste Ort der Welt sein, und wenn ich trocken Brod darauf essen müßte."

Der Freiherr reichte dem Gaste die Hand. „Sie verstehen mich," sagte er herzlich, „ich weiß, daß wir Freunde sein werden!"

Sie traten an die Nordseite des Saales. Durch die Fenster schaute man auf ein zweites Gebäude, das ebenso gegen Mitternacht den Burgring schloß, wie das eigentliche Wohnhaus gegen Mittag.

„In meinem Archiv," bemerkte der Freiherr, „bewahre ich eine handschriftliche Beschreibung nebst Grundriß aller Teile der Burg, die damals fast genau dieselben waren, wie jetzt. In dieser Beschreibung, die aus dem Jahre 1608 stammt, ist jener Flügel die Kemenate genannt; er wird also ursprünglich die Frauengemächer enthalten haben, und stand, wie Sie sehen, durch jene Thür, die auch heute noch gangbar ist, mit diesem Saale in Verbindung. Jetzt hat meine Tochter drüben ihr Reich aufgerichtet. Mir ist es eigentlich nicht recht, daß sie da so einsam haust, aber

sie nimmt die Kemenate als ihr rechtmäßiges Besitztum in Anspruch, und dagegen kann ich nichts sagen. Wenn Sie jene Thür öffnen, finden Sie in der Vorhalle zu den Frauengemächern eine schöne Rüstung, die hier in der Burg verwahrt wurde. Hilda hat sie in Lebensstellung mit Lanze und Schwert wie einen geharnischten Wächter aufrichten lassen."

Der Gast streckte seine Hand nach dem Griff aus, da öffnete sich die Thür und Hilda stand vor dem Ueberraschten.

„Das sieht allerdings nicht nach einem geharnischten Kämpfer aus!" sagte der Hausherr lachend. „Aber jetzt genug des Altertums, die Gegenwart hat höhere Rechte."

Sie begaben sich in ein geräumiges Wohngemach, in welchem dem Gaste besonders ein sehr schöner Kamin auffiel. Er betrachtete ihn mit Wohlgefallen, dann wandte er sich um und überflog mit raschen Blicken das Zimmer.

„Was Sie suchen, weiß ich schon," sagte der Freiherr. „Sie wollen fragen, ob dieser Kamin, so wohlgefällig er dem Auge sein dürfte, auch im Stande ist, den großen Raum behaglich zu erwärmen. Aber beachten Sie gefälligst diese durchbrochenen Rundstücke,

welche zahlreich in die Täfelung des Fußbodens eingefügt sind; ihnen entströmt die Wärme, welche Heizröhren liefern, die ich unter dem Holzwerk habe anbringen lassen und die mit heißem Wasser gefüllt werden. Neben dem Kamin noch einen Ofen zu setzen, erschien mir als eine Zerstörung aller Poesie. Durch diese Einrichtung erfreuen wir uns an der lebendigen Flamme unseres häuslichen Herdes, ohne von Zug oder Kälte zu leiden, und unser Kaminfeuer besorgt zugleich in zweckmäßigster Weise die Erneuerung der Luft."

„Das sieht Alles so behaglich aus, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, es möchte heute statt eines sonnigen Augustnachmittages ein Herbstabend mit Sturm und Regen sein," entgegnete Siburg.

„Solche Tage werden nicht ausbleiben," versetzte der Freiherr, „und in der weiten Ebene der Haide brausen die Stürme mit gesteigerter Heftigkeit. Wir müssen ihr Toben lange hören; ich habe mich immer an den sonnenhellen Tagen erfreut, die der Spätsommer uns mehr zu schenken pflegt, als jede andere Zeit des Jahres."

Ein Diener brachte Wein, der Freiherr füllte die Gläser.

Der Gast erhob seinen Becher. „Ich trinke mit dem Wunsche," sagte er, „daß den Bewohnern dieses Raumes noch viele frohe Stunden am hellen Feuer dieses Herdes beschieden seien!"

„Gott möge es geben!" erwiderte der Freiherr, und ein Schatten schmerzlicher Wehmut glitt über sein Antlitz.

„Nach keinem Orte," sagte Hilda, „habe ich mich in der Stadt so gesehnt, als nach der Stelle dort am Kamin. Ich konnte mich zwingen, Haide und Wald zu vergessen und auch an meine treue Nanna nicht zu denken. Aber Sie kennen Nanna nicht," wandte sie sich an den Gast.

„Das herrliche weiße Roß!" fiel Siburg ein.

„Wovon wissen Sie das?" fragte Hilda verwundert.

Siburg fühlte, wie eine leichte Röte über seine Wangen flog. „Ich hörte es sagen," entgegnete er.

„Nanna ist nämlich mein Liebling, mein Pflegekind," fuhr Hilda fort, „ich habe sie aufgezogen, sie folgt mir überall nach, und wo ich absteige, da wartet die Wilde geduldig auf mich, bis ich sie rufe. Und doch gewann ich es über mich, nicht an sie zu denken. Aber wenn in meiner Erinnerung die Stunden auf-

tauchten, in welchen ich als Kind dort auf meiner Mutter Schooß saß und mein Vater und mein Bruder neben mir standen, dann war meine Kraft dahin."

Sie senkte ihre Augen und um ihre Lippen zuckte es, aber mit heiterer Miene fuhr sie gleich darauf fort: „Sonst war ich gern in der Stadt, und jetzt verlangt mich oft nach ihr."

„Was Sie besonders entbehren werden, mein gnädiges Fräulein," entgegnete Siburg, „das wird die Geselligkeit sein. Auf dem Lande versperrt der Winter oft alle Wege."

„Sie meinen Gesellschaften, Bälle?" versetzte Hilda, „o nein, danach hat mich's nicht sehr gezogen, die steife Form wurde mir leicht zur Last. Höchst erwünscht war mir die mannigfache geistige Anregung, die Vorlesungen, der Austausch der Meinungen gebildeter, ausgezeichneter Männer, denen ich im Hause meines Oheims zuzuhören oft Gelegenheit fand. Auch Musik konnte ich nie zu viel hören."

„So haben Sie einen Schatz gesammelt, von dem Sie in der ländlichen Einsamkeit werden zehren können," entgegnete Siburg.

„Das Sammeln wäre mir lieber als das Zehren," erwiderte Hilda; „in der Stadt habe ich gefühlt, wie

einseitig jede Ausbildung in der Abgeschlossenheit immer bleiben muß; ich hätte gern noch mehr gesammelt."

„Vielleicht erzeigen Sie mir die Ehre," versetzte Siburg, „wenn Sie nächsten Winter an diesem hellen Kamine lesen und plaudern, an Ihren Beschäftigungen teilnehmen, oder Ihnen von dem erzählen zu dürfen, womit ich meine Stunden ausfülle."

„Sie eröffnen uns eine angenehme Aussicht," erwiderte der Freiherr. „Der Pfarrer Stork besucht uns öfter; so findet sich, wenn auch Fräulein von Thüring sich anschließt, eine Lesegesellschaft zusammen, in der sich schon mancherlei unternehmen läßt."

„Ich dächte," sagte Hilda, indem sie ihre großen, glänzenden und doch ruhigen Augen forschend auf den Gast richtete, „der Aufenthalt in Ihrem abgelegenen Buchhorst müßte Ihnen auf die Dauer unerträglich werden."

„Bin ich denn allein?" entgegnete Siburg. „Ich habe gute Freunde, und nicht wenige; der Garten, der Wald, meine Bücher, mein Flügel sind immer bei mir, und an ihrer Treue brauche ich nicht zu zweifeln."

„Haben Sie schlimme Erfahrungen gemacht?" fragte Hilda.

„Es ist mir ergangen, wie es Manchem ergeht," entgegnete Siburg, „ich trat ins Leben, um für Ideale zu kämpfen; die Welt aber wollte von dem Ideal nichts wissen und fragte nur nach dem alltäglich Nützlichen. Darum benutzte ich die gute Gelegenheit, die sich mir bot, um der Welt den Rücken zu wenden."

„Das hätte ich nicht gethan," erwiderte Hilda; „ich würde der Welt zum Trotz meinen Kampf für das Ideal fortgesetzt haben."

„Es giebt weiche Hände und weiche Herzen, die nicht für den Kampf geeignet sind," versetzte Siburg.

Fragend schaute Hilda den Gast an. „Ich dachte," sagte sie, „es könnte keinen Mann geben, der nicht zugleich ein Kämpfer wäre."

„Auch ohne Kämpfer zu sein, kann man der guten Sache dienen," entgegnete Siburg.

„Mir würde es nicht behagen, das Schwert fortzugeben, wenn ich eine Waffe zu führen verstände," versetzte Hilda. „Doch über solche Dinge vermag ich nicht zu urteilen."

Sie schwieg einen Augenblick, als dächte sie nach; dann richtete sie das anmutige Haupt wieder auf.

„Mein lieber Vater hat in Heidelberg studirt," sagte sie, „waren Sie dort auch?"

„Ich habe meine Studienzeit in Göttingen zugebracht," erwiderte Siburg.

„Was mein Vater von Heidelberg erzählt, das klingt reizend, herrlich!" entgegnete Hilda lebhaft, „warum, da Sie doch wählen konnten, gingen Sie nicht nach der schönen Neckarstadt?"

„Mein Wille war nicht maßgebend, gnädiges Fräulein," versetzte Siburg; „in Göttingen lebt man erheblich billiger, und meine Mittel waren damals beschränkt."

„So sind Sie wohl kein lustiger Student gewesen?" erwiderte Hilda.

„Nur selten!" gestand Siburg.

„Dann bedauere ich Sie!" meinte Hilda. „Wer so herrliche Tage erlebt hat, wie die, von welchen mein Vater zu erzählen weiß, der könnte doch nie in seinem Leben den Kopf sinken lassen; die Erinnerung müßte ihn immer wieder aufrichten. Aber Studentenlieder können Sie doch singen?"

„Noch habe ich sie nicht vergessen," entgegnete Siburg.

„Und wenn Sie Gaudeamus singen können," versetzte Hilda, „dann vermögen Sie es, mutterseelenallein in Buchhorst zu sitzen?"

„Aber weißt Du denn auch, Hilda," bemerkte der Freiherr lächelnd, „ob unser Gast Lust hat, sich Deiner Prüfung zu unterziehen?"

„Fragen Sie nur, mein gnädiges Fräulein!" erwiderte Siburg, „ich werde Ihnen gern Rede stehen. Hoffentlich gestatten Sie mir, auch Sie wieder zu fragen."

„Warum nicht?" entgegnete Hilda. „Fangen Sie nur an, die Reihe ist an Ihnen. Oder soll ich gleich antworten? Hören Sie nur: Ich bin noch nicht ganz achtzehn Jahre alt, ich habe —"

„Du hast einen Vater, mein Kind, der Dich ein wenig verzogen hat," entgegnete der Freiherr. „Wenn man aber schon bald achtzehn Jahre alt wird —"

„Dann muß man anfangen, verständig zu sein," versetzte Hilda. „Ach ja, in der Stadt wurde es mir nicht schwer, aber hier vergesse ich noch oft, daß die Tage der Freiheit auch in Ellermoor einmal ein Ende nehmen müssen. Verzeihen Sie mir, Herr Assessor!"

„Zu verzeihen habe ich nichts," entgegnete Siburg, „aber meine Fragen sind noch unausgesprochen. Sie sprachen von Liedern, mein gnädiges Fräulein; darf ich wissen, ob unsere Dichter sich Ihrer Gunst erfreuen?"

„Nicht alle," versetzte Hilda, „früher war Scheffel mein Liebling, jetzt lese ich lieber Goethe und zuweilen auch Geibel. Sie beschäftigen sich in Ihrer Einsamkeit gewiß viel mit Schriften aller Art?"

„Seit Monaten," erwiderte Siburg, „habe ich mich in epische und dramatische Dichtungen der Indier vertieft. Die Schauspiele des Kalidasa eröffneten mir eine wunderbare Welt."

„Von diesem Dichter habe ich nie gehört," entgegnete Hilda. „Bitte, erzählen Sie mir von ihm."

Während der Gast mit Hilda plauderte, ruhten die Blicke des Freiherrn mit bewegter Zärtlichkeit auf dem Antlitz seiner Tochter, welche sich mit lebendiger Teilnahme in die Gedankenwelt vertiefte, welche ihr durch die Worte des Gastes erschlossen wurde. Nur selten warf der Freiherr eine Bemerkung mit ein; andere Erwägungen mußten es wohl sein, die sich in seiner Seele regten.

So kam der Abend heran; Siburg erhob sich, um sich zu verabschieden. Der Freiherr bat, zum Abendessen zu bleiben. Siburg fühlte sich beglückt durch den Gedanken, noch einige Stunden länger in Hilda's tiefes Auge schauen zu dürfen.

Zur Mahlzeit erschien auch der Oberverwalter

Segler. Er begrüßte den Assessor mit Vertraulichkeit als alten Bekannten und machte ihm freundschaftliche Vorwürfe, daß er mit seinem Besuche auf Burg Ellermoor so lange gezögert habe.

Von dem dreisten Wesen des Mannes fühlte Siburg sich heute noch weniger angenehm berührt, als an dem Tage, wo er im Hause des Lehrers Heine mit ihm zusammengetroffen war; auch wollte es ihm nicht gefallen, daß der Oberverwalter so stattlich aussah und sich gegen Hilda so zuvorkommend zeigte.

Segler begann sogleich über Wirtschaftsangelegenheiten zu sprechen. Er berichtete dem Freiherrn mit großer Genauigkeit, wieviel Fuder Heu und Lupinen die Gespanne hereingebracht, wie lange die fremden Arbeiter noch auf den Wiesen zu thun hätten und welche Schläge zur Winteraussaat zuerst in Bearbeitung genommen worden wären. Auch über Abschlüsse von Kornverkäufen und Kartoffellieferungen redete er, und Siburg gewann bald die Ueberzeugung, daß der Freiherr die Verwaltung aller seiner Angelegenheiten in Seglers Hand gelegt habe.

Bei der Tafel versah Hilda mit vieler Anmut die Stelle der Hausfrau. Mit der vollen Frische

lebhafter Jugend vereinigte sie eine ruhige Sicherheit, welche über ihre Jahre ging und ihrer schönen Gestalt einen besondern Reiz verlieh.

Alle seine geschäftlichen Reden verhinderten den Oberverwalter nicht, die Bewegungen Hilda's zu beobachten, und während sein Mund von Zahlen und Maßen redete, erwog er lebhaft bei sich den Gedanken, ob Hilda nicht als die Gemahlin des zukünftigen Besitzers von Ellermoor eine stolze, beneidenswerte Erscheinung sein und ob der Besitz ihrer Hand nicht ein überwiegender Vorzug für jeden Bewerber um Burg und Herrschaft sein müsse.

Der Plan, der in dieser Stunde in seinem Kopfe aufblitzte, mußte ihm besonders verheißend erscheinen; seine Fröhlichkeit wenigstens kam zum vollen Ausdruck. Je mehr Segler aber redete und lachte, desto schweigsamer wurde Siburg; heimlich wünschte er, vor der Abendtafel fortgefahren zu sein; dieser Schluß des Tages entsprach dem verheißungsvollen Anfange ganz und gar nicht.

Man stand auf und kehrte in das frühere Zimmer zurück. Segler bat, das gnädige Fräulein möchte eins ihrer schönen Lieder singen, und als Hilda sich entschuldigte, setzte er sich selber an das

Pianino, spielte allerhand aus landläufigen Possen und sang dann mit sehr gelungener Komik das Lied: „Hör', lieber Wilhelm, sagt meine Mutter mir."

Der Freiherr nickte dem Sänger, dessen Augen während des Gesanges das ganze Zimmer, so weit er es überschauen konnte, beobachtend überflogen, beifällig zu. Hilda beugte sich ein wenig zu Siburg hinüber und sagte ihm, er möge nicht versäumen, ihrer Tante, dem Fräulein von Thüring im Kloster Altenhagen seinen Besuch zu machen, er werde eine sehr liebenswürdige Dame in ihr finden.

Als der Gast aus Buchhorst sich mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr verabschiedet hatte und der Oberverwalter zu seinem Zimmer hinüber gegangen war, sagte Hilda, indem sie das offen gebliebene Pianino schloß: „Dieser Herr Segler kann doch zuweilen lästig werden."

„Er ist ein ausgezeichneter und zuverlässiger Geschäftsmann," erwiderte der Freiherr, „und seine ungeschminkte Lustigkeit zerstreut mich in wohlthätiger Weise. Ich würde es sehr beklagen, wenn ich diesen Mann entbehren müßte."

Drittes Kapitel.

Alter Adel.

Mit der angeborenen Erhabenheit, deren sie sich in keinem Augenblick und bei keiner Verrichtung zu entäußern vermochte, thronte sie in dem alten Leder-sessel, der neben dem Ofen stand und runzelte strenge die gelbliche Stirn, nämlich Frau Eva von Adam, geborene von Ur-Schlick, im Hause ihres Schwieger-sohnes, des Herrn von Löwe auf Nimmersatt. In ihrer Hand hielt sie ein Messingpetschaft mit gelb-seidener Schnur, und mit ihren gelbgrauen Augen folgte sie den Bewegungen ihres geliebten Schwieger-sohnes, der bemüht war, auf einem Tische einen großen Packen mit dickem Bindfaden, der aus vielen Enden zusammengeknotet war, fest zu umschnüren. Ein unkundiger Zuschauer hätte den Eindruck ge-winnen müssen, es handle sich hier um eine Päckerei,

welche eine lange Reise zu überdauern in Stand gesetzt werden solle. Geredet wurde bei dem großen Werke nicht, zuweilen nur deutete Frau Eva von Adam, geborene von Ur-Schlick, mit einer hoheitsvollen Bewegung ihrer altadligen Hand die Richtung an, in welcher die Packschnur sich weiterschlingen sollte. Als ihr die Haltbarkeit des Gepäckstücks genugsam verbürgt erschien, wies sie mit dem Zeigefinger vor sich nieder und zwar genau mit derselben Bewegung, mit welcher König Ramses der Große von Egyptenland drei gefangene äthiopische Könige zum Fußfall zwang; die Echtheit dieser Bewegung war durch mündliche Ueberlieferung in der Familie derer von Ur-Schlick vollkommen sicher gestellt.

Auch in diesem Falle war die zwingende Gewalt des erhabenen Winkes eine unwiderstehliche. Herr von Löwe legte den schön umwundenen Ballen auf die Knie seiner Schwiegermutter, entzündete ein im Hause Nimmersatt selbst gezogenes Talglicht und näherte dasselbe dem Ballen. Die edle Frau ergriff eine Stange groben Siegellacks und brachte dem Packstücke mehrere Abdrücke des Wappens derer von Ur-Schlick bei, Herr von Löwe aber beträufelte den Umkreis jeder Siegelstelle mit zierlichen Talgtropfen.

Das Werk war vollendet, die edle Frau erhob sich.

„Wenn ich hinausgegangen bin, wirst Du die Kerze löschen und das Fenster öffnen!“ gebot sie dem Besitzer des Rittergutes Nimmersatt, „sodann wirst Du Deine Flinte nehmen, zehn Rebhühner schießen und diese in der Küche abliefern!“ Sprach's und ging von dannen.

Herr von Löwe war ein hübscher, großer Mann mit rötlich blondem Vollbarte, seine Wangen waren rund und rot, seine hellblauen Augen unendlich sanft. Um das Geschäft, welches ihm aufgetragen war, behaglich besorgen zu können, ließ er sich in den Ledersessel nieder, stützte den Kopf auf die Hand und schaute das brennende Licht prüfend an. Sicher mußte die Flamme stark hypnotisch wirken; der Beobachter begann zu blinzeln, seine Lider senkten sich, mit Anstrengung hoben sie sich noch einige Mal, dann blieben sie geschlossen; Herr von Löwe entschlief und begann kräftig zu schnarchen. Das edle Talg aber verzehrte sich zusehends und bald qualmte die Flamme lang aus der Messinghülse des Schiebleuchters hervor; kräftiger Duft füllte das Wohngemach der edlen Frau Eva von Adam, geborenen von Ur-Schlick.

Eine zornige Stimme störte die behagliche Ruhe

des Schläfers im Thronsessel. Langsam schlug er seine Augen auf, dann aber richtete er sich rasch empor. Vor ihm stand Frau Eva mit dem seltsam bemalten Leuchter in der Hand.

„Ist so etwas erhört?“ begann sie in einer Entrüstung, so stark, wie ihre angeborene Erhabenheit sie nur irgend zuließ, und Herr von Löwe wappnete sich in seinem Innern schon gegen einen empfindlichen Angriff, als ein Pochen an der Thür ihn aus seiner bedenklichen Lage befreite, denn die Handbewegung König Ramses des Großen wies ihn sogleich an die Thür, um nachzuschauen.

Als der Bedrohte öffnete, stand der Gärtner Orsolek von Ellermoor draußen. Sogleich tauschte der Herr von Löwe mit diesem den Standpunkt, er schob den Gärtner in das Zimmer, er selber aber entkam glücklich.

„Nur näher!“ ermutigte Frau Eva den Eintretenden, indem sie von ihrer Würde so viel als möglich nachließ, „nur näher, guter Mann!“

Ernsthaft schritt der Pole bis an den Tisch vor, dort nahm er Dienststellung und harrte dessen, was kommen würde.

„Sie haben sich mehrere Jahre lang mir als

ein treuer Diener erwiesen," begann Frau Eva, „und ich würde mich nicht bedenken, von Ihrer Geschicklichkeit noch ferner Gebrauch zu machen —"

„Das glaube ich!" dachte Orsolek bei sich, „so billig bekommen Sie keinen Gärtner wieder!"

„— wenn ich nicht durch meine Stellung und meinen Namen genötigt würde, den Hülfsleistungen eines Arbeiters zu entsagen, der in Diensten eines Mannes steht, von dem ich mich fernhalten muß —"

„Damit Sie Ihr Jahrgehalt nicht verlieren!" dachte Orsolek.

„Aber Sie, guter Mann, sollen unter diesen Umständen nicht leiden!" fuhr Frau Eva im Tone erhabener Großmut fort. „Für die Dienste, welche Sie mir seit längerer Zeit erwiesen haben, sollen Sie entsprechend belohnt werden. Nehmen Sie!" — ihre Hand wies auf den umschnürten und bewappneten Ballen — „ich weiß, daß Sie ein besser geartetes Gemüt besitzen, dem Ehre höher steht, als Geld —"

„O weh!" dachte Orsolek, „das sind schlechte Aussichten! Für diese Ehre wird nicht viel zu kaufen sein, etliche Kronen wären mir lieber!"

„— und wenn es mir auch schwer wird, mich von dieser Gabe zu trennen —"

„Man kennt das!“ dachte der Gärtner.

„— so will ich Sie dennoch damit bedenken. Zeigen Sie sich einer solchen Gabe stets würdig und schicken Sie mir morgen noch ein halbes Pfund Herbstrübensamen!“

Sie winkte huldvoll Entlassung.

Draußen betastete Orsolek, während er über den Hof schritt, sein großes Gepäckstück. Er beschloß, in den Pferdestall einzutreten und bei dem Kutscher, der sein guter Freund war, seinen Schatz zu untersuchen.

Da hörte er seinen Namen hinter sich rufen; Herr von Löwe kam mit Flinte und Jagdhund hinter ihm her geschritten. Sie gingen zusammen vom Hofe und durch das kleine Dorf; an der Schenke lud Herr von Löwe zu einem Trunke ein.

Drinnen in der Wirtsstube stieß Herr von Löwe einen Seufzer aus.

„Wissen Sie hier in der Nähe nicht eine Kette von Rebhühnern, Orsolek?“

„Wollen Sie selber schießen, Herr von Löwe?“

Der Gutsherr vertraute dem Gärtner mit leiser Stimme den sorgenschweren Auftrag.

„Heute halten die Hühner nicht,“ entgegnete Orsolek, „aber ich wüßte Rat.“

„Hat der verdammte Kerl, der Schuster, wieder gewilddiebt?“ fragte Herr von Löwe.

Der Pole zuckte die Achseln. „Wenn Sie nichts verraten wollen, werde ich Ihnen neun Hühner schaffen.“

„Dann brauchte ich nur noch eins!“ versetzte der Gutsherr. „Was sollen Sie kosten?“

„Unter fünfzig Pfennige wird er sie nicht hergeben,“ meinte Orsolek.

„Der Strauchdieb wird immer unverschämter!“ grollte Herr von Löwe, „aber ich darf es nicht mit ihm verderben.“ Seufzend griff er nach seiner schlecht gefüllten Börse.

Der Gärtner ging fort; der Herr von Löwe blieb sitzen und suchte in seinen Taschen. Außer einigen Groschen fand sich noch ein einziger harter Thaler. Er wandte ihn mehrmals sorgenschwer um, dann aber murmelte er, indem er einen Blick auf Orsoleks versiegelte Ehrengabe warf: „Es ist zu erbärmlich!“ und legte den Thaler auf den umschnürten Ballen.

Bald kehrte Orsolek zurück, in der Hand trug er ein zusammengeschlagenes Tuch, mit dessen Inhalt der Gutsherr seine Jagdtasche füllte. Dann begab

sich der Gärtner mit seinem Packen und seinem Thaler auf den Weg nach Ellermoor, Herr von Löwe aber zog in die Kartoffelfelder seines Gutes und traf auch bald auf eine Kette Hühner, von denen Karo eins lebend apportirte. Es war sicher nicht zu tadeln, wenn sein Herr auf diese vorzügliche Leistung einige Freudenschüsse abgab. Eine Stunde später lieferte er die verlangten zehn Hühner in der Küche ab und trug mit erleichtertem Herzen und Beutel sein Jagdgerät wieder in den Schrank.

Frau von Adam hatte indessen ihre angeborene Erhabenheit noch durch Anlegung eines schwarzen Seidenkleides vermehrt, auch eine Haube mit gelbweißen Bändern hatte sie aufgesetzt und sich mit Busennadel und Hemdkrausenknöpfen bewaffnet, von denen jedes Stück einen hannoverschen Thaler trug. In derselben Weise hatte sich auf ihre ausdrückliche Anordnung ihre Tochter verzieren müssen. Frau von Löwe war eine rundliche Dame, ebenso vorsichtig in ihren Bewegungen und ihren Worten wie ihr Gemahl, dem sie in treulicher Liebe ergeben war. Ihrer erlauchten Mutter war es stets ein schneidendes Herzensweh gewesen, daß in dieser Tochter nicht der fürstliche Anstand derer von Ur-Schlick, sondern der

leibhaftige alte Adam wieder lebendig geworden war. Leider ließ sich an dieser Thatsache nachträglich nichts mehr ändern. Immerhin blieb es für Haus Nimmersatt ein unschätzbares Glück, daß Frau von Adam mit gewohnter Entschlossenheit sich bereit gezeigt hatte, den Herrscherstab in Familie und Gut ihres Schwiegersohnes zu ergreifen.

Beide Damen waren beschäftigt, in dem Ahnensaale den Aufbau der Tafel zu vollenden, die für ein stattliches Abendessen hergerichtet werden sollte, denn heute erwartete man Gäste, die sich hier zuerst zu einer wichtigen Beratung zusammenfinden und dann den Freuden einer hochadligen Küche widmen wollten.

Die Schatulle mit den Silbersachen hatte Frau von Adam stets selbst in Verwahrung, und nur bei besondern Gelegenheiten öffnete sie dieselbe. Denn für gewöhnlich pflegte man auf Haus Nimmersatt mit Löffeln aus Zinn zu essen, nicht etwa der Sparsamkeit wegen, sondern aus einem viel vornehmeren Grunde. Zur Zeit Rudolfs von Habsburg hatte nämlich ein Herr von Ur-Schlick eine Anstalt für Erleichterung des Verkehrs bei St. Goar am Rhein besessen, und die Erfolge dieser Anstalt waren so

augenfällig gewesen, daß Kaiser Rudolf den erwähnten Herrn von Ur-Schlick ansehnlich erhöht hatte. Dieser ruhmreiche Ahne hatte es allen seinen Nachkommen zur Pflicht gemacht, Gold und Silber stets in feste Verwahrung zu nehmen. Frau von Adam aber war ein treues Gemüt, gleichwie ihr Ahn, und deshalb hütete sie alles Edelmetall aufs genaueste.

Als sie nun ihr Tafelgerät hervorholte, entdeckte ihr scharfes Auge, daß der Griff eines ihrer silbernen Messer so altersschwach war, daß ein nicht einmal sehr kräftiger Schnitt einen unheilbaren Bruch zwischen Heft und Klinge hervorrufen mußte — was nicht zu verwundern war, da dieses Messer noch aus der Aussteuer der Fastrada, Kaiser Karls des Großen dritter Gemahlin, die als eine Adamstochter geschichtlich verbürgt erscheint, herrührte.

Beim Anblick dieses ehrwürdigen Gerätes keimte in Frau von Adams zartem Gemüte ein sinniger Gedanke auf, der sogleich zu einem schönen Entschlusse reifte. Unter den Gästen erwartete man auch den Herrn Kurt von Ellermoor, den Bruder des Freiherrn, und diesem legte Frau von Adam das Messer der Fastrada auf seinen Platz. Sie war nämlich selber einmal Zeugin gewesen, wie Herr Kurt, als

er bei dem Herrn von Lange einen schönen Pokal zerbrach, die Scherben mit sich nahm und wenige Wochen nachher den Herrn von Lange durch zwei mindestens ebenso schöne Pokale entschädigte. So würde er es sicher auch heute halten, und keinem gönnte die Frau von Adam das Messer der Fastrada so sehr, wie dem Herrn Kurt von Ellermoor; in diesem Falle konnte sie — deß war sie gewiß — sogar den Gedanken verschmerzen, daß sie für ihr alt-ehrwürdiges Silbergerät neues, geschichtlich gänzlich unbekanntes eintauschen würde.

Die Gäste ließen nicht auf sich warten. Mit seinen beiden schlecht gestriegelten Füchsen kam Herr von Lange, mit zwei glänzenden Rappen Herr Kurt von Ellermoor angefahren. Sie wurden durch Herrn von Löwe zuvorkommend begrüßt und begaben sich sogleich in das Zimmer des Hausherrn, wo auch Frau von Adam als persönlicher Schutz für den Herrn von Löwe sich einfand. Sie setzte sich mit den Gästen um den runden Tisch; Herr von Löwe lehnte sich nach seiner Gewohnheit mit dem Rücken gegen den großen Kachelofen, wenn er auch kalt war. Die größere Anzahl der Gäste, die an der Entscheidung

des heutigen Tages nicht unmittelbar beteiligt waren, wurde später erwartet.

Damit es an Bedienung nicht fehle, hatte Frau Eva von Adam den Kutscher Brand, den Schäfer Quandt und einen eben von den Soldaten entlassenen Knecht Schmand in rote hannoversche Sergeantenröcke gesteckt und ihnen weiße baumwollene Handschuhe angezogen, die von ihr bei einer Versteigerung in großer Zahl erstanden waren. Schmand war nur klein, ihm waren die Handschuhe zu weit und die Finger einen Zoll zu lang, aber er wußte sich zu behelfen, und das war gut, denn auf ihm, dem Gewandtesten, ruhten die wichtigsten Pflichten dieses großen Abends. In die Gesellschafts- und Tischordnung war er allerdings noch nicht genau eingeweiht, aber was ihm an übertünchter Höflichkeit mangelte, das ersetzte er durch natürliche Dreistigkeit, und was diese ihn für Recht erkennen ließ, davon ließ er sich auch durch kein Schelten der alten Köchin abbringen. Schon sein erstes Auftreten lieferte den Beweis seiner Selbstständigkeit.

„Wein und Kaviarschnitten!“ hatte die Gnädige befohlen. Gleich darauf ließen sich scheltende Worte auf dem Hausflur vernehmen, die Thür sprang kräftig

auf und auf der Schwelle erschien der bepackte Sergeant Schmand, wie er mit entrüstetem Stoß des Ellenbogens die alte Köchin zurückwies, die ihn an den Rockschößen festzuhalten strebte, aber ohne jeden Erfolg. Sie verschwand händeringend hinter der Thür, die der Sieger mit dem Fuß ins Schloß drückte.

Unter seiner linken Achsel hielt Sergeant Schmand zwei gefüllte Flaschen eingeklemmt, in der linken Hand zwischen den Fingern vier Gläser; unter dem rechten Arme trug er einen Brodkorb mit gerösteten Weißbrodschnitten, der rechte Daumen faßte den Rand einer bis oben gefüllten Kaviarschüssel; daß der überschießende Zoll weißer Baumwolle des Handschuhes in den Kaviar hineinhing, war nicht des Sergeanten Schuld.

So erschien der dienstwillige Schmand vor den Gästen, die er durch ein freundliches: „Guten Tag, Alle!“ begrüßte.

Sprachlos, erstarrt stand bei diesem Anblick Frau Eva von Adam, geborene von Ur-Schlick. Aber nur einen flüchtigen Augenblick beherrschte das Entsetzen ihre Zunge; dann flutete Leben in ihre Glieder, und mit einer noch nie gesehenen erhabenen Entrüstung

herrschte sie den Plebejer an: „Wer hat Dich das geheißen?“

„Sogleich, sogleich! Einen Augenblick Geduld!“ erwiderte Sergeant Schmand in geschäftsmäßigem Tone.

Er setzte Alles, was er trug, rasch und klirrend auf den Tisch, dann schob er dem Herrn Kurt von Ellermoor ein Glas hin, goß ein und sagte: „Prost!“ Im Umsehen hatte er die ganze Gesellschaft besorgt, dann faßte er wieder die Kaviarschüssel, streckte sie der Herrin des Hauses entgegen und sagte: „Gnädige Frau, hier ist der Zwiebelsamen!“

Ueber das gutmütige Gesicht des Herrn von Löwe zog ein behagliches Lächeln. „Setz' nur hin, Schmand,“ sagte er, „und dann geh' in die Küche und warte, bis ich Dich rufen werde.“

Der Sergeant machte „Kehrt!“ und marschirte ab. Er wußte ja wohl, daß er Alles besser verstand, als die hochnäsige Köchin, nicht umsonst hatte er bei dem Freischießen in seinem Heimatdorfe als Kellner gedient.

Die Beratung der Herren konnte nun beginnen.

Zuerst ergriff Herr von Lange das Wort: „Unsere Sache,“ bemerkte er, indem er eine dicke, abgegriffene Brieftasche hervorzog, „steht sehr gut. Der Vogel ist

gefangen, ein Entkommen ist gar nicht mehr denkbar, und es wird nun bald die Zeit kommen, wo wir anfangen können, zu rupfen.“ Er schaute über die Brille, die er aufgesetzt hatte, seine Genossen mit einem Blicke an, der zu sagen schien: „Ich bin ja doch allein derjenige, der hier entscheiden wird.“

Herr Kurt von Ellermoor, ein schöner, schlanker Mann mit unruhigen, stolzen Augen, schaute wegwerfend über seinen Nachbar hin.

„Was Sie da sagen, das sind allgemeine Redensarten,“ versetzte er kurz, „ich wünschte, bestimmte Zahlen zu erfahren.“

„Dieser Wunsch soll Ihnen erfüllt werden,“ erwiderte Herr von Lange, „hören Sie zu. Ich bemerke zuvor, daß meine Angaben teils auf eigener, teils auf zuverlässiger fremder Schätzung beruhen und völlig sicher sind. Die ganze Herrschaft Ellermoor, wie sie da ist, hat gegenwärtig einen Wert von rund einer Million Mark. An Hypotheken sind eingetragen insgesammt neunhunderttausend Mark; die erste beläuft sich auf eine halbe Million; die zweite, welche der Freiherr kurz nach seinem Regierungsantritt aufnahm, um Ihnen, Herr von Ellermoor, das Gut Hünenberg zu kaufen, beträgt vierhunderttausend Mark.

Außerdem schuldet der Freiherr auf Handschein vierhundertsechzigtausend Mark, wie er meint, einem Makler in Hamburg, in der That aber seinem Oberverwalter Segler, der frühere Schuldscheine unter der Hand gekauft und später die Zahlungen durch den Hamburger und auf dessen Namen geleistet hat. Dieser Segler ist mir ein etwas unbequemer Bursche; wäre er nicht dazwischen getreten, so wäre der Freiherr jetzt schon am Ende angelangt. Segler hat ihn in dem letzten Jahre über Wasser gehalten und er wird ihn möglicherweise noch ein halbes Jahr halten; länger reichen seine Mittel nicht aus, und ich hoffe noch zu sehen, daß der gute Segler gründlich in die Nesseln greifen muß."

„So ist dieser Oberverwalter in der That der Meinung, daß er die Herrschaft Ellermoor für sich selber würde erwerben können?" fragte Herr Kurt.

„Das glaubt er," versetzte Herr von Lange. „Lassen wir ihn bei diesem Glauben! Er trägt den Schaden nachher allein, und uns kann er noch nützlich werden."

„Gestatten Sie eine Bemerkung!" wandte Frau Eva von Adam ein.

„Zwei!“ unterbrach Herr von Lange sie, legte sich gegen die Rückenlehne seines Stuhles und schaute die Herrin des Hauses in spöttischer Erwartung an.

„Auch ich habe meine Erkundigungen eingezogen,“ entgegnete Frau Eva, indem sie ihre Worte nur an den Herrn Kurt richtete, „aus lauterer Quelle weiß ich, daß Sachverständige den Wert der Herrschaft, wenn die Entwässerungsarbeiten durchgeführt werden, auf mindestens anderthalb Millionen schätzen. Dieser Herr Segler scheint doch nicht so ganz einfältig in seinen Rechnungen zu sein.“

„Meine Gnädige!“ versetzte Herr von Lange verächtlich, „was verstehen Sie denn von Geschäften! Hier, ich bin derjenige, welcher! In meiner Hand halte ich den Schlüssel zu allen Anlagen, und wenn die Herrschaft unter Umständen einen höhern Wert hat, so hat sie den für mich, aber für keinen Andern! Das sollten Sie doch wissen!“

„Und Sie scheinen der Meinung zu sein,“ gab Frau Eva zurück, „daß hier Niemand im Stande sei, unserer geheiligten Sache zu dienen, als Sie allein!“

„Was für Nutzen bringen Sie ihr denn?“ fragte Herr von Lange, indem er Frau Eva wieder über

die Brille weg anschaute. Er wußte, daß sie es empörend fand, sich so angeschaut zu sehen.

„Ich diene unserer großen Sache mit meinem Namen!“ entgegnete Frau Eva im vollen Bewußtsein dessen, was sie sprach, und wandte dem Emporkömmling, so weit es gehen wollte, den Rücken.

Dieser nickte ihr, ohne etwas zu sagen, spöttisch lächelnd zu und griff dann nach seiner Brieftasche, um noch andere Angaben mitzuteilen. Der Herr Kurt von Ellermoor ergriff jetzt das Wort.

„Wieviel Vermögen besitzt der Oberverwalter?“ fragte er.

„Vorläufig noch nicht viel,“ erwiderte Herr von Lange prahlerisch, „er verfügt höchstens über die mäßige Summe von zweihunderttausend Thalern.“

„Haben Sie mehr?“ fragte Frau Eva spitz.

„Meine Gnädige!“ versetzte Herr von Lange mit einer Verbeugung, „ich habe nicht nötig, meine Gäste durch Stallknechte bedienen zu lassen.“

„Meine Diener tragen den Rock ihres Königs!“ entgegnete Frau Eva scharf.

„Er ist aber auch danach!“ erwiderte Herr von Lange mit großer Gemütsruhe, dann wandte er sich an Herrn Kurt: „Was wünschten Sie zu wissen?“

Herr von Ellermoor wiederholte seine Frage: „Sie sagten vorhin, der Oberverwalter besitze die angegebene Summe vorläufig. Hat dieser Mann noch andere Geldmittel zu erwarten?“

„In Emden hat er einen Oheim, der ein bedeutender Rheder sein soll,“ entgegnete Herr von Lange, „er heißt Jan ten Brink; wenn dieser stirbt, wird Segler ihn beerben, und ich habe Grund anzunehmen, daß der Jan schwer wiegt. Es wäre deshalb gut, wenn wir unsere Angelegenheit erledigten, bevor Segler noch mehr grobes Geschütz gegen uns auffahren kann.“

„Kennen Sie ein Mittel, diese Erledigung herbeizuführen?“ fragte Herr Kurt.

„Sehr einfach!“ erklärte Herr von Lange, „wir bestärken den guten Segler in dem Glauben, daß er der zukünftige Besitzer von Ellermoor sein wird, ziehen ihn dadurch auf unsere Seite und veranlassen ihn, seine Forderungen einzuklagen. Dann kommt der gesammte Besitz des Freiherrn sofort zur Versteigerung; nichts aber hindert, daß Einer von uns in dem Termine die Herrschaft Ellermoor für seinen Namen ersteht. Ich bin bereit, diesen Gimpel, den ich schon am Bande habe, einzufangen, wenn Sie damit ein-

verstanden sind, daß ich ihn in unsere Gesellschaft einführe."

„Das könnte nur unter ganz besonderen Bedingungen geschehen," bemerkte Frau Eva.

„Ihr Vorschlag wäre zu überlegen," erwiderte Herr Kurt. „Gesetzt nun aber, dieser Plan gelänge, wie denken Sie sich die weitere Entwickelung der ganzen Angelegenheit?"

„Den Berg hinunter läuft das Wasser von selber," versetzte Herr von Lange. „Wenn wir die Herrschaft in unsern Besitz gebracht haben, so kaufen wir zuerst das ganze Nest Hethendorf — keine hundert-tausend Mark sind die elenden Torfhütten wert — und jagen die ganze Diebesbande zum Teufel; dann öffnen wir unsere Kanäle, legen das Moor trocken und verkaufen Hofstellen mit Wiesenboden und Ackerland. Wenn das geschickt angefangen wird, so muß der Gewinn nicht gering sein."

„Sie wollen, daß Einer von uns die Herrschaft Ellermoor auf seinen Namen erstehen soll," versetzte Herr Kurt, „und doch reden Sie von einem gemeinschaftlichen Besitz. Wie denken Sie sich diese Einrichtung?"

„Das sind ja noch ungefangene Fische!" er-

widerte Herr von Lange ausweichend, „nachher muß sich das Alles von selber finden.“

„Wenn Einer von uns als Besitzer der Herrschaft eingetragen ist, meinen Sie?“ fragte Herr Kurt.

„Ja!“ erwiderte Herr von Lange sehr ruhig.

„Und Sie wollten sich bereit finden lassen,“ fuhr Herr Kurt fort, „als Käufer aufzutreten?“

„Ich bin bereit,“ entgegnete Herr von Lange, „voraussetzen muß ich dann allerdings, daß mir die nötigen Gelder zur Verfügung gestellt werden, wenn meine eigenen Mittel nicht ganz zureichen.“

„In diesem Falle,“ warf Frau Eva erregt ein, „müßte aber auch im Voraus festgestellt werden, welcher Anteil am Gewinne dem Besitzer von Nimmersatt zufallen soll. Denn Niemand wird leugnen können, daß alle Fäden dieses Unternehmens von diesem Tische ausgingen, bis zu der Stunde, wo der Müller zufällig von seiner Urkunde anfing zu reden.“

„Auf einige hundert Mark wird es mir nicht ankommen,“ versetzte Herr von Lange spöttisch.

„Solche Späße sind hier höchst ungeziemend!“ erwiderte Frau Eva scharf, „wenn Sie das nicht

selber fühlen, so will ich Sie hiermit darauf hingewiesen haben."

„Danke bestens! Ihr Wohlsein, meine Gnädigste!" Herr von Lange leerte sein Glas, griff nach der Flasche und goß wieder ein. „Woher haben Sie diesen Apfelwein bezogen, Frau von Adam?"

„Halten Sie dieses Getränk für Apfelwein?" fragte Frau Eva mit einem Lächeln, das spöttisch und mitleidig zugleich sein sollte.

„Apfelwein ist es, die Flasche zu dreißig Pfennig. Was für Zettel haben Sie daran geklebt? Soll das ‚Rüdesheimer' heißen, gnädige Frau?" Herr von Lange hielt der Herrin des Hauses eine Flasche sehr nahe vors Gesicht.

Bleich vor Aerger wandte Frau Eva sich ab.

„Was ist das für ein Ton, den Sie hier anschlagen?" versetzte Herr Kurt zornig. „Sind wir mit Verhandlungen wie in einer Trödelbude beschäftigt, oder ist es die Sache unseres erhabenen Herrn, die uns zusammenführt?"

„Augenblicklich ist die Hauptsache der erhabenen Sache Geschäftssache," erwiderte Herr von Lange mit großer Ruhe. „Für die feinen Rücksichten können wir ja wohl Frau von Adam sorgen lassen, was aber die

Geschäfte angeht, so bitte ich, mir nicht dazwischen zu reden."

„Ist das der Standpunkt, von dem aus Sie unsere ganze Angelegenheit behandeln wollen?" fragte Herr Kurt. „Vergessen Sie ganz, wer Sie zu dem gemacht hat, was Sie jetzt sind? Haben Sie kein Gedächtniß für die Verpflichtungen, welche Sie übernommen haben?"

„Ein gütiger Herr sind Sie wirklich!" entgegnete Herr von Lange. „Glauben Sie, daß ich nichts weiter bin, als Ihr gehorsamer Schleppenträger, den Sie nach Belieben streicheln oder —"

Ein polternder Fall, der vom Ofen herüber tönte, unterbrach seine Rede und veranlaßte die Gesellschaft, sich umzuwenden.

Herr von Löwe war es, der in ungewöhnlicher Weise sich in die Unterhaltung einmischte. Er war in seiner Stellung an dem glatten Kachelofen eingeschlafen, war ausgerutscht und saß jetzt mit verwunderten Blicken auf dem Fußboden; offenbar mußte er sich auf seine Lage erst besinnen.

Mit lautem Lachen war Herr von Lange aufgestanden. „Guten Morgen, Herr Baron!" rief er, „wünsche wohl geruht zu haben bei unserer geheiligten

Sache! Aber wirklich, Sie sind gut! Kommen Sie her, ich will Ihnen aufhelfen!“ Und mit diesen Worten streckte er ihm aus der Entfernung die Hand entgegen.

Auch Herr Kurt hatte sich erhoben; die Hand, mit der er sein Glas zurückschob, zitterte. „Herr von Lange!“ sagte er mit kalter Höflichkeit, „Sie befinden sich heute offenbar nicht in der Lage, in gebührender Weise auf das einzugehen, was wir fordern müssen. Wir sprechen uns wieder, wenn Sie sich besonnen haben werden.“

Er verließ das Gemach. Frau Eva folgte ihm in das Nebenzimmer; dort machte der verhaltene Aerger sich Luft.

„Was ist vorgefallen, gnädige Frau, daß dieser Mensch, der sonst keine fünf zählen konnte, sich heute in einer so empörenden Weise benimmt?“ stieß Herr Kurt hervor, „haben Sie einen Streit mit ihm gehabt? Oder hat er in Hamburg etwa das große Los gewonnen?“

„Die Urkunde des Müllers hat ihn übermütig gemacht,“ erwiderte Frau Eva, „seine gemeine Natur kommt jetzt zum Vorschein. Ich fürchte, daß wir noch einen schweren Stand mit ihm haben werden.“

„Auch ich glaube nicht mehr an die Ehrlichkeit seiner Gesinnung," versetzte Herr Kurt, „er hat uns getäuscht, und sein einziges Ziel scheint jetzt noch zu sein, als Besitzer in Burg Ellermoor einzuziehen."

„Obwohl er sein Wort gegeben hat, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß die Herrschaft in Ihre Hände gelangen möge!" entgegnete Frau Eva.

„Aber noch haben wir keinen Grund, uns ernstlich zu beunruhigen," erwiderte Herr Kurt, „ich kenne die Feigheit dieses Menschen und weiß auch, daß ein Wort unseres gnädigsten Herrn seine Wirkung nicht verfehlen wird. Beehren Sie mich, gnädige Frau, in den nächsten Tagen durch Ihren Besuch und lassen Sie uns überlegen, was zu thun sein wird. Mir aber gestatten Sie, daß ich heute der Gesellschaft dieses Gesellen ausweiche."

Der Wagen fuhr vor; Herr Kurt von Ellermoor verließ den Hof, Herr von Lange dagegen blieb und setzte sich breit an die Tafel, um welche sich eine Stunde später noch mehr Teilnehmer der erhabenen Sache ohne allen Eigennutz versammelten. Ein alter Lieutenant a. D. erzählte von einer Reise, die er jüngst unternommen und schilderte mit großer Rührung den überaus gnädigen Empfang, der ihm zugleich mit

einem französischen Edelmann und einem römischen Priester zu Teil geworden.

Herr von Lange war in dieser Gesellschaft sehr laut, aber volle Anerkennung zollte jeder Gast nur der erhabenen Würde der Frau Eva von Adam, geborenen von Ur-Schlick.

Viertes Kapitel.

Das Kloster.

Südlich von der hohen, alten Mauer, welche den großen Klostergarten umschloß, erhob sich der Boden zu einem flachen Hügel, dessen oberer Teil durch eine Tannenhecke abgeschlossen und von mächtigen Eichen umsäumt war. Innerhalb dieser friedlichen Stätte befanden sich die Gräber der abgeschiedenen Bewohner des Klosters. Unter grünem Hügel mit dem einfachen Kreuze ruhte manches Herz, dem selbst die klösterliche Stille, wenn sie auch manches lange Jahr dauerte, den Frieden nicht wiederzugeben vermochte, den die Welt geraubt hatte; ehe der müde Leib in die Gruft gebettet wurde, hatte das Herz alle seine Hoffnungen längst begraben und an diesem Grabe endlose Stunden verweint. Es giebt Schmerzen, die

keine Zeit lindert; sie sterben erst, wenn unser Auge bricht.

Drei neue Hügel hatten sich innerhalb der letzten beiden Wochen auf dem kleinen Friedhofe erhoben, dessen Schläfer oft mehrere Jahre lang keinen Zuwachs erhielten. Dreimal in zwei Wochen war der eigentümliche Leichenzug durch das schwarze Holzthor gegangen, worauf der Sarg, von den Klosterdienern getragen, dann folgten unter Vortritt der Frau Aebtissin alle Klosterdamen in ihrer altertümlichen Tracht mit den langen schwarzen Schleiern, welche die Satzung für besondere Gelegenheiten vorschrieb.

Heute, nachdem sie ihre heimgegangene Schwester zur letzten Ruhestätte geleitet, hatten die Klosterdamen sich im Refektorium versammelt. Dort saßen sie feierlich in ihren Sesseln, die Frau Aebtissin geschmückt mit dem großen goldenen Kreuze, das nachweislich schon mehr als drei Jahrhunderte das Abzeichen der höchsten Würde in diesen Mauern gewesen war. Noch eine besondere Angelegenheit hielt die Damen hier zurück; es galt, eine neue Schwester zu empfangen und zu begrüßen.

Nachdem die Frau Aebtissin der letzten Hingeschiedenen mit einigen warmen Worten gedacht,

zeigte sie an, daß nach Verfügung des Freiherrn Albrecht von Ellermoor auf Ellermoor eine der erledigten Stellen verliehen sei an Fräulein Ernestine von Thüring, welche in diesem Augenblicke ihrer Einführung im Nebengemache harre.

Nun erhoben sich die beiden ältesten Klosterdamen, in langsam feierlichem Schritte verließen sie das Refektorium, und nachdem einige Augenblicke tiefer Stille vergangen waren, traten sie wieder ein und führten in ihrer Mitte die neue Schwester, deren Erscheinen einen lebhaften Gegensatz zu dem Gesammtbilde darstellte. Denn wenn Ernestine von Thüring auch kaum Mittelgröße besaß und auf dem einen Fuß ein wenig hinkte, so zeigte das frische Antlitz der kaum Dreißigjährigen einen so lieben, freundlichen, lebensfrohen Ausdruck, daß sie wie eine Frühlingsblume in einem Kranze von ernstem Tannenreis und entsagenden Strohblumen erschien.

Sichtlich bewegt, aber ohne Thränen, empfing Ernestine von Thüring das klösterliche Gewand mit dem Schleier und darauf der Reihe nach den Schwesterkuß von allen Klosterdamen; dann setzte sie sich in den für sie bestimmten Sessel der letzten Reihe und sah selbst in der düsteren Klostertracht immer noch

aus wie ein heller Sonnenstrahl in dunklem Blätterschatten. Sie war nun Teilhaberin aller Rechte einer wirklichen Schwester, und die Frau Aebtissin konnte in der Tagesordnung zu dem letzten Punkte übergehen, der noch von besonderer Bedeutung war.

Von den Damen des Klosters bewohnte nämlich die Frau Aebtissin sechs schöne geräumige Zimmer des Erdgeschosses; die Schwestern hatten je drei kleinere Zimmer im zweiten Stock und nur eine von ihnen verfügte über drei große Räume neben der Wohnung der Frau Aebtissin. Diese Wohnung, mit welcher auch ein wohlgepflegter kleiner Garten verbunden war, hatte stets als eine besondere Vergünstigung der ältesten Schwester gehört und dieses Vorrecht war sehr eifersüchtig gewahrt worden.

Als nun vor vierzehn Tagen die Inhaberin dieser bevorzugten Wohnung aus der Zeitlichkeit abschied, war ihr die älteste Schwester gefolgt. Aber noch waren kaum acht Tage vergangen, da trug man auch sie, und nach Verlauf von abermals einer Woche die dritte Schwester aus derselben Wohnung zu Grabe. Zu den Pflichten der Frau Aebtissin gehörte es, die schöne Wohnung der nächst Berechtigten, einem Fräulein von Stock, zuzusprechen.

Doch kaum war der Name derselben genannt, da erhob sich die wohlgepflegte Dame mit dem künstlichen Lockenbau, der aus dem sorgsam bewahrten Ueberschuß langer Jahre hergestellt war, und vor Erregung zitternd erklärte sie, es sei ihr ja längst kein Geheimniß mehr, daß sie im Kloster nicht mit günstigen Augen angesehen werde, ja daß man sogar die Stunde herbeiwünsche, in welcher sie ihren Platz räumen werde; aber eine gerechte Entrüstung durchzittere sie bei dem Gedanken, daß man ihr zumute, sich in Räume einzusperren, welche offenbar eine Höhle des Verderbens wären; man möge anfangen, was man wolle, kein Zwang der Welt würde sie bewegen, ihre gesunden Zimmer zu verlassen.

Ruhig erwiderte die Frau Aebtissin, daß von einem Zwange hier nicht die Rede sei, und da Fräulein von Stock ausdrücklich verzichtet habe, so falle die Wohnung dem Fräulein von Lilienstengel zu.

Aber auch diese Dame gab die Erklärung ab, daß sie sich nicht für verpflichtet halte, ihr Leben in leichtsinniger Weise aufs Spiel zu setzen, und wenn diese Erklärung auch mit dünner, zitternder Stimme gesprochen wurde, so war doch nichts dagegen einzuwenden.

Die Reihe kam nun also an das schlanke Fräulein von und zu Eichhausen; aber stolz abweisend gab diese die Antwort, wie man glauben könne, daß sie etwas annehmen würde, was schon von ungefähr der ganzen Klostergesellschaft in so wegwerfender Weise verschmäht worden sei; sie denke überhaupt gar nicht mehr an diese Wohnung.

Auf die Frage der Frau Aebtissin, wer von den Schwestern gewillt sei, von der Wohnung Besitz zu ergreifen, antwortete allgemeines Schweigen; doch als die Frau Aebtissin zum zweiten Mal fragte, erhob sich die jüngste Schwester, Fräulein Ernestine von Thüring und gab die Erklärung ab, daß sie bereit sei, die Wohnung zu beziehen.

Von drei Seiten her wurden ihr entsetzte Warnungen zugeflüstert, doch Fräulein Ernestine antwortete nur mit einem Lächeln und einem freundlichen Kopfnicken.

Die Frau Aebtissin aber reichte ihr die Hand und sagte in herzlichem Tone: „So überweise ich Ihnen, liebe Schwester, die Wohnung und füge den Wunsch hinzu, daß Sie viele frohe Jahre darin verleben mögen!“

Von drohendem Unheil glücklich befreit, durften die Klosterdamen nun in ihre Zimmer zurückkehren.

Die jüngste Schwester aber konnte sogleich ihre Einrichtung beginnen, und die Frau Aebtissin freute sich der anmutigen Nachbarin. Noch stand der große Wagen, der Fräulein von Thürings Hausgerät von Hildesheim gebracht hatte, draußen vor der Klosterpforte. Jetzt thaten seine Rollthüren sich auf und die Bediensteten des Klosters trugen eifrig den schönen Hausrat, den Herr von Stein dem Fräulein vermacht hatte und der für diese Wohnung besonders ausgesucht erschien, durch den Garten an der langen Stirnseite des Klosters vorüber in die behaglichen Räume. Eine Treppe hoch aber standen an ihren Fenstern sämmtliche Klosterdamen, mit und ohne Augenglas, und musterten jedes Stück, das sich ihren forschenden Blicken auszusetzen hatte. Abends wußte jede Einzelne herzuzählen, was für Sachen und wieviel von den einzelnen Gegenständen die jüngste Schwester besaß.

Am lebhaftesten aber wurde über die Ereignisse dieses Tages am Abend in der großen Klosterküche verhandelt. Hier schwang als oberste Meisterin Frau Rose den gebietenden Kochlöffel, sechs Mägde standen ihr mehr oder weniger widerspenstig zur Seite, und vierzehn „Jungfern“ der vierzehn Klosterdamen betrachteten die Küche als den geeignetsten Platz, wo sie

ihr Herz ausschütten und ihren Mund füllen konnten. Doch Frau Rose übte strenge Herrschaft und wer sich ihrer Gunst nicht erfreute, der wurde sehr entschieden hinausgewiesen.

Das that jedoch auch not, denn — du lieber Himmel! — welche Aufgaben harrten nicht der Erledigung von Frau Rose's Hand!

Jede einzelne Klosterdame bestellte ihr besonderes Gericht und sandte alles, was zu seiner Bereitung erforderlich war, durch ihre Jungfer in Schüsseln und Näpfchen in die Küche. Fräulein von Stock ließ sich heute Abend eine Hasenkeule braten, Fräulein von Lilienstengel eine halbe Taube, Fräulein von Hahn die andere Hälfte, Fräulein von und zu Eichhausen schickte ein stark duftendes Stück eines Rehrückens, Fräulein von Waldheim ein ganzes Rebhuhn, Fräulein von Oberberg hatte sich Tags zuvor an rotem Kohl den Magen verdorben und verlangte nach Wassersuppe, Fräulein von Hasenbalg wünschte warmen Pudding zu essen, Fräulein von Kortegast verlangte nach Bratwurst mit Kartoffelsalat, Fräulein von Blechschnabel bestellte einen Auflauf — alles nur für je eine Dame, denn die Jungfern erhielten ihre besondere Kost, Reste oder Kaffee mit Butterbrod.

Die gute Frau Rose ließ ihren sechs Mägden viel Freiheit in der Zubereitung der Gerichte, nur das „Schmecken“ behielt sie ausschließlich sich selber vor. Sie gedieh recht gut dabei, denn außer Fräulein von Stock konnte Niemand im Kloster sich an Wohlbeleibtheit mit Frau Rose messen.

Heute aber „schmeckte“ die Meisterin weniger als je, denn die große Klosterküche glich einem Taubenschlage, die Jungfern erledigten mit ungewohnter Eilfertigkeit alles, was sie aus der Versammlung abrief, welche es sich angelegen sein ließ, alle nur irgendwie erwägbaren Verhältnisse des Fräuleins von Thüring auf die Wage zu bringen. Es wurde erzählt, daß die neue Klosterdame nicht das geringste eigene Vermögen besäße, daß sie keine anderen Verwandten als einen Bruder hätte, der Hauptmann im preußischen Dienste sei; schon in jungen Jahren habe sie eine Stelle in fremdem Hause annehmen müssen und darauf habe sie lange Zeit des Herrn von Stein Haushalte vorgestanden; sie sei eine Verwandte des Freiherrn von Ellermoor.

Und als dieser Name genannt war, da wurden die lauten Stimmen gedämpft und die spottsüchtigen Mienen wurden ernst. Das Verhängniß, welches dem

Hause dieses Mannes drohte, äußerte seinen beengenden Druck, wo auch nur Menschen in dieser Gegend zusammentraten.

In der neuen Wohnung aber ordnete alles sich mit einer Gewandtheit und einer klaren Bestimmtheit, welche von mancher Schwester, die eifrig aber möglichst verstohlen zuschaute, mit spöttischen Bemerkungen begleitet wurde. Kein Gerät wurde von einer zur andern Stelle versuchsweise gerückt, jeder Stuhl fand sogleich seinen Platz, die Vorhänge richtete Fräulein von Thüring ohne Hülfe eines Tapezierers her, und ein Hausdiener des Klosters mußte die Leiter besteigen und sie aufhängen. Wie gewöhnlich war das Alles! Man konnte schon in der ersten Stunde nicht mehr im Zweifel sein, daß diese neue Schwester sich in einer dienenden Stellung befunden haben mußte.

Müde, aber vergnügt saß Ernestine von Thüring am Abend auf ihrem Sofa und überschaute ihre fertig eingerichteten Zimmer. Nichts fehlte, Spiegel und Bilder hatten ihre Plätze eingenommen, und Ernestine hatte auch noch Zeit gefunden, aus ihrem Gärtchen Efeublätter zu holen und einen Kranz für die Bilder ihrer Eltern zu winden, die ihrem Nähtischchen gegenüber in der tiefen Fensternische hingen.

Und als sie nun da saß und die Räume vor sich sah, die ihr eine gesicherte Freistatt für ihre Lebenszeit sein sollten, da faltete Ernestine ihre Hände und schaute dankbar nach oben.

Lange dauerte ihre Ruhe freilich nicht, denn als sie von ihrer eintretenden Jungfer hörte, daß Fräulein von Stock von der Aufregung dieses Tages krank geworden sei und darüber jammere, daß ein Arzt erst für den folgenden Tag zu schaffen sein werde, war Ernestine sogleich zur Hülfe bereit.

Unter ihren kalten Umschlägen und mit Hülfe ihrer Tropfen erholte Fräulein von Stock sich so schnell, daß sie erstaunt fragte: „Aber, liebe Schwester, Sie wissen ja besser zu helfen als unser mürrischer Arzt; wo haben Sie das doch gelernt?“

„Ich habe sechs Wochen lang den Dienst einer Krankenpflegerin versehen,“ entgegnete Ernestine freundlich, „und zwar im Henriettenstift zu Hannover.“

„Als Krankenpflegerin in einem Krankenhause?“ fragte Fräulein von Stock verwundert, „bringt denn das so viel ein, daß eine Dame von Adel sich dazu verstehen könnte?“

„Mir brachte dieser Dienst nichts ein,“ erwiderte Ernestine, „ich leistete ihn freiwillig, um ihn kennen

und ausüben zu lernen. Sollten Sie meiner wieder einmal bedürfen, liebe Schwester, so werden Sie mich zu jeder Stunde bereit finden."

Am nächsten Morgen schien die Herbstsonne so freundlich in den Garten, daß Ernestine ihr Frühstück unter dem großen, schattigen Hollunderstrauch anrichten ließ, der in einer Ecke ihres kleinen Gebietes stand; auch ein großer, fester Tisch von Stein fand sich da und eine Bank. Aber die letztere war recht unbequem, deshalb trug Ernestine ihren leichten Korbsessel hinaus.

Verwundert schauten die dreisten, lärmenden Spatzen aus den Zweigen herab, wie hier unten nun plötzlich alles so munter, so einladend, so jugendlich erschien, wo früher nur die verdrossene, steife Würde thronte und Fenster und Thüren ängstlich verschlossen gehalten wurden.

Nachmittags aber verwandelten die stillen Kloster-räume sich in das Reich des jungen Lenzes, denn auf ihrem weißen Rosse kam Hilda geritten. Mehrere Stunden lang saß sie mit Tante Ernestine auf dem Platze unter dem Hollunderstrauch, und wenn heute die Beobachtungsposten an den Fenstern im zweiten Stock niemals unbesetzt waren, so lag eine Berechtigung darin. Das ganze düstre Kloster hatte

ein anderes Aussehen gewonnen, seit Hilda durch seine Pforte geschritten war.

Wenige Tage später kehrte Hilda wieder bei Tante Ernestine ein, und nicht sie allein, auch ihr Vater begleitete sie.

Der Freiherr kam ganz unerwartet und deshalb rief sein Besuch eine nicht geringe Aufregung im Kloster hervor, denn er war ja nicht allein das Haupt des ältesten, hochangesehenen Adelsgeschlechtes des Landes, sondern zugleich der Träger eines Geschickes, das ihn und die Seinigen einem erschütternden Fall unaufhaltsam näher drängte. Wie sah er aus? Zeigte sich die Verzweiflung schon in seinen Mienen seiner Haltung?

Ruhig und ernst, wie ein gebietender Herr im Vollbesitz seiner Macht schritt der schöne Mann durch den Garten und begrüßte mit herzlicher, ungeteilter Freude seine Verwandte. Verwundert schauten die Klosterdamen einander an. War es möglich, daß ein Mann in solcher Lage eine heitere Ruhe wie diese zur Schau tragen konnte? War es wirklich begründet, was die Welt von ihm so bestimmt erzählte? Es konnte nicht möglich sein! Irgend ein Weg mußte sich noch aufthun, um die Erhaltung des Freiherrn und seines

Besitzes zur Thatsache zu machen. Aber von welcher Seite sollte die Hülfe kommen?

Diejenigen unter den Klosterdamen, die Verehrerinnen der alten, beseitigten Verhältnisse des Landes waren, verfehlten nicht, auf den Finger Gottes hinzuweisen und als seine gerechte Strafe dasjenige zu erklären, was doch offenkundig nur die Frucht der niedrigsten Habgier und Selbstsucht war.

Von den spähenden Gesichtern, die jeden seiner Schritte bewachten, gewahrte der Freiherr nichts. Nachdem er die Frau Aebtissin begrüßt, trat er bei Fräulein von Thüring ein. Bald darauf erschien auch der Pfarrer Stork, und wie wenn dieser Tag eine Ueberfülle von ungewöhnlichen Ereignissen bringen sollte, kam auch noch der vielbesprochene Assessor Siburg gefahren, um sich dem Fräulein von Thüring vorzustellen.

Und dieses letzte Begebniß war eigentlich noch das überraschendste von allen. Welche Gründe führten den Sonderling her, von dem man eigentlich nichts zu sagen wußte, als daß er reich und von gewinnender Liebenswürdigkeit gegen jeden war, dem er das seltene Glück seiner Gesellschaft gönnte? Waren Beziehungen zwischen ihm und dem Fräulein von Thüring, oder

etwa dem Freiherrn vorhanden? Oder wurden sie gesucht? Und was für Angelegenheiten konnten das sein, die hier erledigt werden sollten?

Wie ein Bienengesumm klang es im ganzen zweiten Stock des Klosters, wie ein Bienengesumm in allen Teilen von Frau Rose's Reich. Ruhig war es nur im ersten Stock, denn die Frau Aebtissin verlangte nicht danach, mehr zu wissen, als was die Verhältnisse kund gaben, und in Fräulein von Thürings Wohnung unterhielt man sich über nichts anderes, als was die Stunde brachte, und dazu kostete man den Wein, den der Freiherr Tags zuvor geschickt hatte. Der Assessor wollte nicht ausspannen lassen, aber es bedurfte nur geringer Mühe, ihn dazu zu überreden. Er fühlte sich augenscheinlich sehr behaglich, fand Fräulein von Thürings Wohnung viel angenehmer, als er sie sich gedacht hatte, und erklärte, für ein zufriedenes Leben mangle den Klosterdamen hier nur Eins, nämlich eine passende Beschäftigung, denn ein anhaltendes Studium vermöge doch wohl keine Dame auf die Dauer zu ertragen.

„Wenn eine Frau," entgegnete Fräulein von Thüring, „sich ausschließlich mit Büchern beschäftigen wollte, so würde sie die besten Eigenschaften der Frau

sicherlich bald einbüßen. Vergessen Sie aber nicht, Herr Assessor, daß uns ein Vorrecht zu Teil geworden ist, welches sich überall ausüben läßt, nämlich zu helfen und zu pflegen. Schon hier im Kloster bietet sich oft genug Gelegenheit dazu, und was hindert uns, durch den Hagen ins Dorf zu gehen? Arme oder Leidende werden auch dort nicht fehlen, die für jeden, der thätig sein will, Bande werden können, die ihn mit dem Leben verknüpfen und ihm selber wieder Leben bringen."

„So weit brauchen Sie gar nicht zu gehen, gnädiges Fräulein," versetzte der Pfarrer lebhaft, „schauen Sie sich gefälligst nur einmal hier im Klostergarten um, da finden Sie sehr viel Arbeit. Sie haben vielleicht noch nicht davon gehört, Herr Assessor" — er wandte sich an diesen — „daß im Kloster Altenhagen eine sehr ausgesuchte Nelkenzucht betrieben wird. Nach Hunderten zählen die einzelnen Sorten und weit über die Grenzen von Deutschland hinaus wird der Nelkensamen verschickt. Es sind ansehnliche Summen, welche die Frau Aebtissin auf diese Weise alljährlich für das Kloster verwenden kann. Haben Sie die großen Nelkenbeete noch nicht gesehen? Nein? Kommen Sie, ich will sie Ihnen zeigen! Ich

kenne die besten Sorten ganz genau. Vielleicht gehen Sie auch mit uns, Fräulein Hilda? Es sind da wieder ganze Reihen von Farben, die Sie noch nicht kennen. Kommen Sie nur mit uns! Ich bin sicher, daß Sie Ihre Freude haben werden!“

Unter des Pfarrers Führung schritten Hilda und Siburg durch den Klostergarten.

Es war ein überraschender Anblick, dieser große Blumenteppich in seinen leuchtenden Farben, vom reinsten Weiß durch alle denkbaren Abstufungen, Gelb, Rot, bis zum dunkelsten Sammetbraun, einfarbig, gestreift und gesprenkelt, dicht gedrängt, oder weit ausgebreitet im Bau der zarten Blütenblätter. Die Zeit der vollsten Schönheit dieser Blumen war freilich vorüber, aber die letzten sonnigen Wochen hatten doch noch Hunderte der herrlichsten Blüten entwickelt.

Geschäftig schritt der Pfarrer zwischen den vielen Beeten umher, nannte die Namen, faßte die einzelnen Blumen zwischen zwei Finger und hielt sie empor und pries dabei ihre Vorzüge.

„Bitte, nun merken Sie sich diejenigen Sorten, Fräulein Hilda, von welchen Sie im nächsten Frühjahr Stecklinge zu haben wünschen,“ sagte der Pfarrer, „ich werde Sie Ihnen besorgen. Der Herr Assessor

hat gewiß ein Blättchen Papier und eine Bleifeder. Nein? Doch? Sie wollen selber schreiben? Das ist gut! Also zuerst: Schneestern, dann: Abendsonne, dann: Purpurrose. So! Nun wollen wir weiter gehen. Dort, Fräulein Hilda! Haben Sie schon Nelkenblüten von so riesiger Größe gesehen, wie diese hier? Türkenschild! Beachten Sie, keine einzige geplatzt!“

Unermüdlich plauderte der Pfarrer und geriet dabei in solchen Eifer, daß er seinen Hut in die Hand nahm, um sich zu kühlen, und mit den Fingern durch seine krausen, braunen Haare fuhr. Auf der Kanzel hatte Siburg ihn nicht halb so lebhaft gesehen, wie hier unter den Blumen.

Doch nur wenige Blicke gönnte Siburg den seltenen Blumen, und die rühmenden Worte des Predigers vernahm er kaum. Seine Augenweide war die anmutvolle Gestalt Hilda's, die viel zu sehr mit den Nelkenbeeten beschäftigt war, um zu bemerken, wie beharrlich die Blicke ihres Begleiters ihr folgten. Wie ein Kind kniete sie nieder und beugte das süße Haupt in die schimmernden Blüten hinab, und wie eine Fürstin wieder stand sie und schaute auf den eifrigen Erklärer, der kaum zu bemerken schien, daß

noch jemand bei ihm war, und mit betrachtendem, gebeugtem Haupte in den schmalen Wegen umherschritt.

An jene Abendstunde dachte Siburg, als er am Hünengrabe Hilda schlummernd fand. Wie eine Jungfrau der Sage erschien sie ihm damals; ein Bild aus längst vergangenen Jahrhunderten glaubte er vor sich zu sehen, als sie auf ihrem weißen Rosse über die blühende Haide hinsprengte.

War die Gestalt, die er heute vor sich sah, nicht eine ganz andere? Eine unnahbare Erscheinung war dort auf der Haide an ihm vorübergeglitten, holde Wirklichkeit schaute er jetzt, er sah das Auge leuchten, er vernahm den Wohllaut der Stimme mit Ohr und Herz zugleich, und wenn die Fülle des schönen Haares sich über den stolzen Nacken hinabringelte, dann dachte er daran, daß er in derselben Brieftasche, in welche er jetzt die Blumennamen einzeichnete, jenen kleinen Zweig des Haidekrautes trug, in welchen sich ein Haar von Hilda's Haupte hineingeschlungen hatte.

War es in der That ein Haar aus den Locken derjenigen, die er vor sich sah, oder war es ein geheimnißvolles Zauberband, das als unlösbare Fessel sich um ein bethörtes Menschenherz schlang?

Sie hatten den Garten durchwandert, sie standen

an dem Flusse, dessen tiefes, ruhig flutendes Gewässer die Grenze des Klostergebietes bildete.

Zwischen niedrigem Schilfe blühten am Ufer-rande blaue Vergißmeinnicht. Hilda wies auf die weiße Nelke, die sie in der Hand trug, und sagte: „Sie würden zusammen ein reizendes Sträußchen für Tante Ernestine's Fenster geben.“ Und mit diesen Worten beugte sie sich nieder, aber ihr Arm vermochte die Blumen nicht zu erreichen.

Erfolgreich kam Siburg ihr zu Hilfe. Während er mit einem kleinen Baumzweige die Blütenstengel heranbog und sie pflückte, gedachte er der Sage, welche dieselbe Blume als den Schlüssel zu unterirdischen Schatzgewölben bezeichnet; doch der Unbedachte, dem eine günstige Stunde den Eintritt in die Schatz-kammer gewährt, vergißt trotz der mahnenden Stimme das Beste, die Blume, welche ihm den Zugang zu dem Reiche des Glückes offen zu halten vermochte.

Der sie in diesem Augenblicke pflückte, sah auch ein Reich des Glückes vor sich, und halb in un-williger Erkenntniß, daß er vergeblich gegen eine Macht rang, die stärker war als sein entschiedener Wille, halb in heimlichem, süßem Verlangen fühlte er den Wunsch in sich aufsteigen, daß die Wunder-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

blume auch ihm ihre Macht beweisen und ihm ein Glück gewähren möge, zu welchem die weiße Hand, in welche er die blauen Blümchen legte, den Schlüssel hielt.

Vom Turme der Klosterkirche tönte das Abendgeläut herüber; Hilda wandte sich zum Rückwege.

Unterdessen waren der Freiherr und Ernestine von Thüring im Wohngemach der Letzteren allein geblieben.

„Ein günstiges Geschick hat für Dich gesorgt," sagte der Freiherr, als Ernestine scherzend von der komisch-feierlichen Sitzung erzählt hatte, durch welche ihr ein so außergewöhnlicher Vorteil gewährt worden war, „so günstig, daß man fast annehmen könnte, die guten Damen hätten Komödie gespielt, um Dir ein Vorrecht zuzuwenden, dessen Du nach den Gewohnheiten des Klosters erst drei Tage vor Deinem seligen Ende teilhaftig geworden wärest. Ich fürchte nur, daß Aerger über das Ergebniß in mehr als einem Gemüte einkehren und Dir den erlangten Vorteil schmälern wird."

„Gleichmut oder freundliches Entgegenkommen von meiner Seite wird die Angreifer entwaffnen," versetzte Ernestine. „Was man mir zugewiesen hat, das kann man mir nicht wieder nehmen."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

„Diese Räume sind unbestritten Dein," erwiderte der Freiherr, „Kaiser und Reich kannst Du zum Schutze Deines Rechtes anrufen. Mir ist es eine Beruhigung, daß alle Tage Deines Lebens, so weit menschliche Voraussicht das vermag, vor fremder Willkür und vor der Tücke des Zufalls gesichert sein werden."

„Du bist es, Albrecht, dem ich die freundliche Gestaltung meines Schicksals verdanke," entgegnete Ernestine. „Ich werde nie aufhören, Deiner liebevollen Sorge zu gedenken, denn ohne Dich wäre mein Leben voraussichtlich nichts als mühevolle Arbeit unter fremdem Dache gewesen. Und doch — sei mir nicht böse, Albrecht! — doch hegte ich die Hoffnung, daß Du mich nicht ins Kloster schicken würdest."

„Konnte ich besser für Dich sorgen?" versetzte der Freiherr, „keine andere Entscheidung hätte Deine Zukunft sichern können, wie diese."

„Es ist Deine Gewohnheit," erwiderte Ernestine, „daß Du immer nur an Andere, aber niemals an Dich selber denkst. Ich hatte gehofft, daß Du mir ein Plätzchen in Deinem Hause eingeräumt hättest, denn ich bildete mir ein, daß Stunden kommen würden, in denen ich Dir nützlich sein könnte. Hilda besitzt ja für ihre Jahre eine ungewöhnliche Selbständigkeit,

aber in vielen Dingen fehlt ihr doch die Erfahrung, und wenn Du ihr Pflichten auferlegst, so wird der Ernst des Lebens ihr den sorglosen, fröhlichen Jugendsinn beschränken, der, wie mir scheint, die schönste, aber auch die flüchtigste aller Gaben ist. Ich bin gewohnt, zu sorgen und zu tragen."

„Du könntest Recht haben, wenn Hilda eine weichere Natur wäre," entgegnete der Freiherr, „sie wird ihrer Pflicht genügen und sich doch ihre Freiheit zu bewahren wissen. Und glaubst Du denn, Ernestine, daß ich an Dir vorübergehen würde, wenn mir irgendwo in meinem Hause eine Hülfe erwünscht wäre? Wenn Du darauf gerechnet hast, als behäbige Klostertante alle Deine Tage fortan in Deinem bequemen Sessel zu verträumen, so wirst Du, wie ich fürchte, Dich geirrt haben. Von Ellermoor nach Altenhagen fährt mein Wagen hin und zurück in einer Stunde, und die Klostersatzung gestattet Dir, vier Monate in jedem Jahre außerhalb des Klosters zu verbringen."

„So soll das mein Trost sein," versetzte Ernestine, „daß Du mich jederzeit zu Deinem Dienste bereit weißt."

„Auf Deine Bereitwilligkeit habe ich mehr gebaut, als Du selbst weißt, Ernestine," erwiderte der Freiherr. „Als ich Dich ins Kloster schickte, that ich es in der

Zuversicht, daß ich Keinem sicherer als Dir das Liebste anvertrauen könnte, was ich auf dieser Welt besitze."

„Mir? Hier im Kloster?" fragte Ernestine verwundert, „wie meinst Du das, Albrecht?"

Nachdenklich schaute der Freiherr vor sich hin, dann sagte er: „Als mir die Verfügung über den Klosterplatz zufiel, den Du jetzt besetzt hältst, erfuhr ich, daß mehrere Damen hoch im Alter und so kränklich seien, daß ihre Tage nicht lange mehr würden dauern können. Eine dieser Stellen aber hatte ich wiederum zu vergeben, und nun dachte ich, wenn Du Dir hier für Lebenszeit Dein Nestchen bereitet hättest, so wäre die andere Stelle für Niemand mehr geeignet, als für Hilda."

Sprachlos schaute Ernestine den Freiherrn an und ihre Wangen erbleichten. „Ich fasse Dich nicht, Albrecht," sagte sie dann, sich mühsam bezwingend, „welcher Grund könnte Dich bestimmen, für Dein einziges Kind eine Zufluchtsstätte in Anspruch zu nehmen, die Niemand begehrt, für dessen Zukunft in anderer Weise gesorgt ist?"

„Du selbst erwähnst den Grund, der mich bestimmt," entgegnete der Freiherr, „Hilda ist mein einziges Kind,

kein Bruder steht ihr mehr schützend zur Seite; ich würde nicht ruhig sterben können, wüßte ich nicht Hilda's Zukunft, vor Allem ihre persönliche Freiheit, gegen jeden Zufall geschützt. Die Stelle im Kloster gebe ich ihr zu meiner eigenen Beruhigung, für den Notfall; will Hilda das Kloster wieder verlassen, so hängt ihr Austritt allein von ihrem Willen ab."

„Deine Sorge für Dein Kind begreife ich," erwiderte Ernestine, „aber wie sie Dich so weit führen kann, an das Kloster zu denken, das vermag ich nicht einzusehen; denn wollte ich an die Notwendigkeit solcher Fürsorge glauben, so müßten ja alle Verhältnisse —" Sie schreckte zusammen vor dem Worte, das auf ihrer Zunge schwebte. „Nein, Albrecht!" sagte sie, „nimm die furchtbare Last von meiner Seele, indem Du erklärst, daß Deine Sorge eine weit übertriebene ist!"

„Du würdest mich nicht tadeln können," versetzte der Freiherr, „wenn ich auch da vorzubeugen suchte, wo noch keine erkennbare Gefahr drohte. Doch Dir ist es ja keineswegs unbekannt, daß meine Lebensbahn durch bedenkliche Hindernisse gesperrt worden ist. Ich habe Ellermoor mit schwerer Schuldenlast übernommen, ich habe diese Last noch erheblich vermehrt, um meinem

Bruder Kurt den sichern Besitz von Hünenberg zu ermöglichen, und ich habe meine Kräfte aufs Aeußerste angespannt, um durch die Entwässerung des großen Moores Hunderten von elenden Menschen aufzuhelfen und um meinem Geschlechte die Erbschaft der Väter zu erhalten. Du weißt, auf welche Weise meinem großen Werke gerade in dem Augenblicke, als es in Wirksamkeit treten sollte, die Lebensader unterbunden wurde. So steht die Sache noch heute. Gelingt es, das Hinderniß auf die eine oder die andere Weise zu beseitigen, so kann ich mit voller Zuversicht in die Zukunft schauen; gelingt es nicht, so stehe ich auch jetzt noch nicht vor einer Niederlage. Reicher als je sind in diesem Jahre meine Scheunen gefüllt, und die lösende Entscheidung kann jeder Tag bringen. Wenn sie aber gänzlich ausbleibt, Ernestine, so wird, wenn ich Hilda hier unter Deiner Obhut weiß, selbst die schlimmste Stunde ihr bitterstes Leid für mich verloren haben. Bedenke, wie ernst meine Lage ist, und verarge es mir nicht, wenn ich Alles zu beseitigen trachte, was meinen Mut herabdrücken könnte; denn die volle Kraft eines Mannes ist erforderlich, um an meiner Stelle das Auge klar und die Hand fest zu behalten."

Schweigend hielt Ernestine die Stirn gesenkt und

emsig zogen ihre zierlichen Finger den Faden durch die Arbeit.

„Ich möchte Dir etwas sagen," begann sie dann, indem sie das Haupt aufrichtete und den Freiherrn anschaute, „aber ich weiß nicht, Albrecht, ob es Dir gefallen wird. Und doch möchte ich selbst auf diese Gefahr hin nicht schweigen."

„Rede, liebe Ernestine!" entgegnete der Freiherr freundlich, „wer mein Vertrauen in so vollem Maße besitzt, wie Du, der kann mich niemals kränken."

„So will ich ein Wort aussprechen, das ich sonst nicht gewagt haben würde," versetzte Ernestine. „Albrecht, Dein einziger Bruder steht als Feind Dir voll Erbitterung gegenüber — bist Du frei von aller Schuld an diesem Bruche?"

„Als es galt, das Erbe unseres Vaters zu teilen," antwortete der Freiherr, „da habe ich meinem Bruder einen größeren Anteil gegeben, als ich für mich selber zurückbehielt. Ich habe ihm diesen Anteil verwaltet, habe aus meinen eigenen Mitteln, wenn Kurts Einkünfte zu seiner verschwenderischen Lebensweise am früheren hannoverschen Hofe nicht ausreichten, mehrmals seine Schulden bezahlt; ich habe ihm, als wir Hünenberg für ihn kauften, nochmals eine beträchtliche

Summe geschenkt, ich habe ihm das Gut neu eingerichtet, ich habe die zuverlässigsten meiner Beamten in seinen Dienst gestellt. Er floß über von Dank gegen mich; seinen Erzieher, seinen Vater nannte er mich, nie könne er mir vergelten, was ich für ihn gethan habe, und keinen heißeren Wunsch hege er als den, daß er im Stande sein möge, mir seinen Dank durch die That zu beweisen. Dann kam der Krieg von 1866 mit seinen Folgen; als ich mich offen und entschieden für die deutsche Sache erklärte, geriet Kurt in die größte Erregung, er nannte mich einen Verräter, sagte sich für immer von mir und den Meinigen los und vergaß alle frühere Dankbarkeit so sehr, daß er kein Bedenken trug, sich zum Haupte einer Gesellschaft herzugeben, deren offen ausgesprochenes Ziel meine Vernichtung war. Bis auf diese Stunde sind jene Gesellen nicht müde geworden, mir zu schaden. Ich habe keinen ihrer Angriffe erwidert, ich habe geschwiegen, wenn sie von meinen Leuten Gefälligkeiten forderten, ich habe, wenn ich mit ihnen am dritten Orte zusammentraf, die Gebräuche der Höflichkeit nicht vernachlässigt. Urteile selber, Ernestine, ob durch mein Bestreben diese Feindschaft zwischen Bruder und Bruder emporgeschossen ist."

„Daß Du der Angreifer gewesen sein könntest,“ entgegnete Ernestine, „das habe ich nie geglaubt. Doch ich kenne ein Wort dessen, der uns von der bitteren Leidenschaft des Hasses und der Rachsucht befreit hat, ein Wort, das uns versöhnliche Liebe selbst gegen unsere Verfolger gebietet. Hast Du es versucht, Albrecht, Deinem Bruder das Herz zu rühren, dadurch daß Du, der Aeltere, sein Wohlthäter, dem er mit Undank lohnte, ihm die Hand zur Versöhnung botest?“

„Das konnte ich nicht,“ erwiderte der Freiherr, „denn so wie die Verhältnisse liegen, hätte ich ihm als ein Bittender erscheinen müssen.“

„Es wäre doch möglich gewesen, daß Dein versöhnendes Wort den Bruder wiedergewonnen hätte,“ versetzte Ernestine, „und um eines solchen Preises willen, um der Zukunft Deines Kindes willen, Albrecht, würde da dieses erste Wort Deinen Lippen zu schwer werden?“

„Nach Deinem eigenen, opferwilligen Herzen beurteilst Du die Welt, die Du nicht kennst,“ entgegnete der Freiherr. „Bis zu welcher Leidenschaft Kurts Starrsinn sich zu steigern vermag, dessen bin ich Zeuge schon in seinen Kinderjahren gewesen. Und wenn er mich zu seinen Füßen sähe, würde Kurt sich doch nicht beugen.“

„Wie schwärmerisch Kurt Dich geliebt hat," erwiderte Ernestine, „davon habe ich mehr als einen Mund erzählen hören. Die Liebe ist stärker als der Haß, Albrecht. Nur einmal noch wage den Versuch, prich das erste Wort!"

„Dringe nicht in mich!" versetzte der Freiherr. „Was Du verlangst, das machen die Verhältnisse zu einer Unmöglichkeit."

„So gestatte mir, daß ich dieses erste Wort zu Deinem Bruder spreche!" bat Ernestine.

„Sprich es, aber nicht in meinem Namen," antwortete der Freiherr. „Doch wenn Kurt auch nur den leisesten Willen zu aufrichtiger Versöhnung zeigt, so sage ihm, daß ich den Tag segnen würde, wo Kurt wieder als mein Bruder in Ellermoor erscheint; ich werde ihn segnen, selbst wenn mir das Schicksal auferlegt wird, der Wohnstätte meines Geschlechtes mit leerer Hand den Rücken kehren zu müssen. — Doch still! Ich höre Hilda's Stimme. Von Allem, was wir Beide in dieser Stunde geredet haben, darf sie nichts erfahren."

Fünftes Kapitel.

Mancherlei Reichtum.

In kurzer Entfernung von dem Flüßchen stand auf Wiesengrund der hohe Bretterzaun, welcher den Bienenhof des Lehrers Heine umschloß.

Es war ein warmer, schöner Herbstabend; ein feiner Nebeldunst fing an, neben dem Wasser aufzusteigen. Langsam kamen die Bienen, mit Honig und Blütenstaub immer noch ziemlich schwer beladen, heimgeflogen zu den Stöcken und verschwanden in den braunen Fluglöchern. Der Lehrer Heine saß auf der Holzbank an der Südseite des Standes und schaute den Honigträgerinnen zu. Aber die Gedanken des Bienenvaters mußten wohl an ganz anderen Orten weilen, und er sah kaum, was um ihn her vorging, bis in großer Eile einige der Bienen heranstürmten zu dem schützenden Korbe, verfolgt von einem grimmigen

Feinde, einer großen, raubgierigen Hornisse. Da sprang Heine auf, riß seinen Strohhut herunter und schlug mit sicherer Hand den Räuber zu Boden.

„Das soll mir eine gute Vorbedeutung sein," dachte er bei sich, als er den Feind seiner Bienen mit dem Fuße zertrat, „ich will nun nicht länger zögern, morgen wage ich's und gehe zu diesem Herrn von Lange. Bei Gott sind alle Dinge möglich und wer dem himmlichen Vater vertraut, dem giebt er Kraft. Vielleicht gelingt es mir, den Sinn dieses harten, und dabei so unverständigen Mannes zu wenden. Morgen gehe ich zu ihm."

In der Frühe des nächsten Tages, als noch die Sterne am Himmel standen, erhob sich der Lehrer Heine von seinem Lager, holte seine Festtagskleider hervor und rüstete sich zu einem längeren Marsche.

Als er angekleidet war, trat er in das Stübchen, das ihm seine Heiligtümer verwahrte, sein Klavier, seine kleine Büchersammlung und seinen Schreibtisch, in dessen Schranke seine Geige und seine Ersparnisse, durch Privatunterricht und Bienenzucht langsam erworben, lagen. Mit gefalteten Händen stand Heine am Fenster und schaute zum Himmel empor, an dem die letzten Sterne verbleichten vor dem Lichte der

nahenden Sonne, dann öffnete er den Schrank, nahm ein kleines Päckchen von Papieren hervor und barg es sorgfältig in der Brusttasche seines Rockes.

Im Wohnzimmer hatte Heine's Gattin für den Frühstückstisch gesorgt. Als ihr Mann eintrat, fand er Alles fertig, seine Frau saß schon neben seinem Platze mit dem Strickzeug in der Hand und wartete auf ihn. Sie füllte seine Tasse, rückte ihm das Honigtöpfchen näher und saß dann und musterte seinen Anzug, seine Wäsche und sein Antlitz.

„Du siehst heute so vergnügt aus," sagte sie lächelnd, „hast Du etwas Besonderes vor, Wilhelm?"

„Gewiß, liebe Frau," entgegnete er freundlich, „heute ist ja Abgeordnetenwahl, und ich freue mich, daß auch ich wieder zum Wahlmann erwählt bin und in der Stadt meine Stimme für einen Abgeordneten abgeben kann, der es treu mit dem Kaiser und dem Lande meint. Mir ist Alles eine Freude, was mich daran erinnert, daß wir wieder von einem deutschen Kaiser sprechen können, und darum bin ich heute besonders vergnügt."

„Wen wirst Du wählen?" fragte Frau Heine.

„Den Freiherrn," versetzte er.

„Sagte der Pfarrer nicht, der Freiherr würde die Wahl nicht annehmen?“ fuhr sie fort.

„Vielleicht entschließt er sich doch,“ erwiderte Heine; „uns bestimmt aber noch ein besonderer Grund zu dieser Wahl, wir wollen dem Freiherrn zeigen, wie hoch er in der Achtung der weitesten Kreise steht. Die Wahlschlacht wird heiß werden, aber wir hoffen zuversichtlich, daß uns der Sieg bleiben wird.“

„Der Pfarrer Stork ist auch Wahlmann,“ bemerkte Frau Heine, „aber er hat sich in der Stadt entschuldigen lassen, er bleibt daheim.“

„Ja, leider!“ entgegnete der Lehrer. „Seine Wähler haben sich in ihm geirrt; sie glaubten, der Pfarrer würde kräftig für den Freiherrn eintreten, in dessen Hause er doch schon lange Jahre verkehrt hat, aber da der Superintendent ein heimlicher Welf ist, so zieht der Pfarrer sich zurück und stimmt nicht mit.“

„Der Superintendent besitzt vielen Einfluß,“ versetzte Frau Heine, „er hat die Welfen alle auf seiner Seite, dazu ist er ein arglistiger Mann und Dir ist er immer feindlich gewesen. Wäre es nicht besser, Du bliebest auch von der Wahl fort?“

„Dann müßte ich mich vor mir selber schämen,“ erwiderte der Lehrer. „Wer nicht den Mut hat, für

seine Grundsätze Opfer zu bringen, der verdient nicht, irgend ein Recht auszuüben. Ich erfülle meine Pflicht gewissenhaft, der Superintendent wird mich ungeschoren lassen müssen."

„Auch das klarste Recht schützt Dich nicht gegen den Ungerechten, der die Gewalt in Händen hat," entgegnete Frau Heine; „der Superintendent wird Kränkung und Aerger genug für Dich zu finden wissen."

„Dann suche ich Trost bei Dir, Mutter," erwiderte er, indem er aufstand und die Butterbrode, die seine Frau ihm bereitet, in die Tasche schob. „Nun muß ich die Kinder sehen."

„Sie werden wohl noch schlafen," versetzte die Frau.

Leise öffnete Heine die Thür zur Schlafstube; da schallte ihm helles Lachen entgegen, beide Kinder standen angekleidet da, sie hielten sich angefaßt und hatten an der Thür auf den Augenblick gewartet, wo der Vater kommen würde.

„Wir wollten Dich gern bis auf die Haide begleiten," sagte Karl.

„Heute nur bis ans letzte Haus," erwiderte der Vater, „es ist noch zu früh für Euch, auf den Wegen liegt der Tau."

An jeder Hand eins der Kinder, verließ er das Haus, und die Mutter schaute ihnen nach und dachte: „Er ist sonst so gut, aber wenn es sich, wie er sagt, um Kaiser und Reich handelt, dann nimmt er gar keine Vernunft an.“

Am Ende des Dorfes kehrten die Kinder wieder um, der Vater schritt auf seinem Wege durch die Haide fort und gelangte nach drei Stunden rüstiger Wanderung zur Stadt. Er hatte noch Zeit, für Frau und Kinder einige kleine Liebesgaben einzukaufen, und fröhlich dachte er an den Augenblick, wenn er heute Abend wieder über die Schwelle seines Hauses treten und die Stimmen der Seinigen hören würde.

Nun begab er sich zum Rathause, wo die Wahl vorgenommen werden sollte. Vor dem großen Gebäude blieb er stehen und schaute hinauf. Aus dunkelroten Backsteinen war der stattliche Bau errichtet, mancher hochangesehene Ratsherr war schon zur Zeit der Hansa diese Treppe hinaufgeschritten; Heine kam sich heute aber stolzer vor als jene, die nur über das Wohl einer einzelnen Stadt beratschlagten, während er jetzt dem Gebote des deutschen Kaisers zu folgen im Begriff stand. Denn Heine redete immer nur

vom Kaiser, wenn es auch eine preußische Sonder=angelegenheit war, die ihn heute in Anspruch nahm.

Im Wahlraum herrschte bereits reges Leben; in zwei Abteilungen getrennt standen Deutsche und Welfen einander gegenüber, erstere in lauter Unterhaltung, letztere in eifrigem Geflüster. Als Heine eintrat und umschauend an der Thür stehen blieb, wandte von den Welfen ein starkgliedriger Herr in geistlicher Tracht sich zu ihm.

„Sie überlegen wohl noch, Herr Lehrer, was Sie thun wollen," redete er ihn mit voller, weit=tönender Stimme an, „für uns Alle wird diese Stunde eine folgenreiche sein. Sie zaudern — wissen Sie nicht, wohin Sie sich zu wenden haben?"

„Wenn ich das jetzt noch nicht wüßte, Herr Superintendent, so wäre ich unwürdig, hier zu sein," versetzte Heine und wandte sich den Deutschen zu. Der Blick, welcher ihm folgte, verhieß ihm nichts Gutes.

Drüben stand der Erste der Stadtgeistlichen. Freundlich bot er dem Lehrer die Hand. „Willkommen, lieber Freund!" redete er ihn an, „Sie beweisen, daß es doch noch Männer giebt!"

Der Beauftragte eröffnete die Verhandlung.

Laut rief der Schreiber den Namen jedes Wahlmannes; ebenso laut, mitunter in trotzig herausforderndem Tone, erklang der Name des Gewählten, bei den Deutschen der Freiherr Albrecht von Ellermoor, bei den Welfen der Senator Michael Gernegroß. Hier und dort wurden die Stimmen gezählt, bald hier bald dort stieg die Zuversicht, immer größer wurde die Aufregung; jetzt standen die Stimmen auf beiden Seiten gleich und in höchster Spannung sahen alle Anwesenden den letzten Wahlmann, den Tischlermeister Zumsteg vortreten. Er schaute sich verlegen um, räusperte sich, dann sagte er: „Ich wähle den Freiherrn Albrecht von Ellermoor!“

In hellen Jubel brachen die Deutschen aus, denn mit seinem Worte hatte der letzte Wahlmann zum ersten Mal den Sieg der Deutschen an einer Stelle gesichert, die früher im Alleinbesitz der Welfen gewesen war. Gleich darauf bestätigte die amtliche Verkündigung diesen Sieg.

„Kommen Sie, lieber Heine,“ redete ein befreundeter Kaufmann den Lehrer an, „darauf trinken wir ein Glas Rotwein zusammen, und nicht vom Schlechtesten! Heute Abend gebe ich meinen Leuten ein Faß Bier!“

Er faßte Heine's Arm, um mit ihm den Wahlraum zu verlassen. An der Thür trat ihnen der Superintendent entgegen.

„Herr Lehrer," sagte der geistliche Herr, „möchten Sie die Güte haben, mir sogleich in mein Haus zu folgen? Ich habe amtlich mit Ihnen zu verhandeln."

„In diesem Augenblicke?" fragte Heine's Begleiter aufgebracht, „kann das nicht zu einer andern Zeit geschehen?"

„Es ist die Pflicht, welche mich ruft," sagte der Lehrer, „in diesem Falle tritt alles Andere zurück."

Er folgte dem geistlichen Herrn in dessen Haus. Dieser hieß ihn im Vorzimmer warten; nach Verlauf einer halben Stunde holte er ihn in sein Studirzimmer, die Unterredung währte eine volle Stunde und wurde in erregtem Tone geführt.

Als der Lehrer die Wohnung des Superintendenten verließ, füllte Zorn und Entrüstung seine Brust, und ohne sich umzuschauen, wandte er der Stadt den Rücken und trat den Heimweg an.

„Dieser Mann will ein Diener des Wortes Gottes sein?" sprach er zu sich. „Wenn er die Hand aufs Herz legen und der Wahrheit die Ehre geben wollte, so müßte er gestehen, daß sein Haß gegen

mich ihn getrieben hat, die Thatsachen zu verdrehen und mir Beweggründe und Ansichten unterzuschieben, welchen ich niemals gedient habe. Und mit welcher ausgelernten Schlauheit weiß dieser Mann dasjenige als schwarz hinzustellen, was er selbst vor noch nicht langer Zeit weiß genannt hat, damit er mich beschuldigen kann, meine Pflicht versäumt zu haben! Und daß man sich so etwas bieten lassen muß! Habe ich nicht ebenso gut Ehre wie jeder Andere? Wer giebt diesem Manne das Recht, seine Stellung zu mißbrauchen und mich zu peitschen, wo ich ihm mit gebundenen Händen wehrlos gegenüber stehe? Wie kann er es mit seiner Pflicht, mit seinem Gewissen vereinigen, wenn er mich mißhandelt, so daß ich meine Pflicht nicht mit Freuden, sondern nur mit Seufzen thun kann? Fördert er dadurch das Werk, dem ich zu dienen eingesetzt bin? Aber es giebt überall Menschen, denen das Wort Gewissen gleichbedeutend ist mit dem Dienst ihrer eigenen schlimmen Leidenschaften, und das Wort Pflicht mit dem eigenen Vorteil. Doch bei Gott! wenn ich wählen muß, will ich lieber die Bosheit eines solchen Menschen ertragen, als durch seine verächtlichen Grundsätze meinen Vorteil suchen!“

Er schritt rasch auf seinem Pfade dahin, er suchte die Last von sich abzuschütteln, er tröstete sich selber mit dem Bewußtsein, seine Pflicht in jeder Stunde getreu erfüllt zu haben, er waffnete sich mit der Mahnung, daß Beleidigungen, welchen ihr Ursprung so sehr an der Stirn geschrieben stände, doch in der That garnicht einmal der Beachtung eines ehrlichen Mannes wert seien; aber immer wieder brach sein Unwille hervor, und schwer trug der Mann an der Qual, die gewissenloser Mißbrauch persönlicher Uebermacht auf ihn geworfen hatte.

„Und wenn Ihr mich bis aufs Blut peitscht, dem Kaiser und dem Reich gehört meine Treue in jeder Stunde!“ Mit diesen Worten und mit dem Gedanken an den Sieg, für den er heute gekämpft und gelitten hatte, gewann er endlich so viel Ruhe wieder, daß er sich mit andern Erwägungen beschäftigen konnte, zu welchen ihm ein alter, wetterbrüchiger Wegweiser unmittelbare Veranlassung gab.

„Nach Wibeck,“ stand in kaum erkennbaren Zügen auf dem Holzarme, der auf einen wenig betretenen Weg hinwies. Heine schlug denselben ein und gelangte nach einer Stunde an den Wohnort des Herrn von Lange.

Neue Gebäude aus leichtem Fachwerk umschlossen einen weiten Hofraum, dessen Morgenseite ein in grellen Farben prunkendes Herrenhaus von derselben Bauart einnahm. An Letzteres schloß sich ein verwilderter Garten mit sehr breiten Kieswegen, die in wunderlichen Windungen durch schlechtgepflegten Rasen und dünnes Strauchwerk liefen. Ein Ueberbau mit einer Holztreppe bezeichnete den Eingang des Herrenhauses, das Herr von Lange hier an Stelle des alten Sachsenhofes aufgeführt hatte, denn ursprünglich war Wibeck ein großes bäuerliches Gut gewesen, das der gegenwärtige Besitzer durch allerlei dunkle Kunstgriffe an sich gebracht hatte. Vielleicht war es aus diesem Grunde, daß er sich jetzt mit besonderer Vorliebe Rittergutsbesitzer nennen hörte.

Nachdem Heine seine Stiefel abgestäubt, stieg er die wenigen Holzstufen hinauf und setzte die Klingel in Bewegung. Nach einiger Zeit erschien eine dicke Dame, deren unordentliches Haar von einer frisch gewaschenen Haube mit gelben Seidenbändern bedeckt war. Sie steckte den Kopf aus der Thür und musterte den Besuch, dann sagte sie mit enttäuschter Miene: „Wer sind Sie? Und was wollen Sie?“

Als Heine sein Begehr, in einer wichtigen Ange-

legenheit den Gutsherrn zu sprechen, kund gegeben, ward ihm der Bescheid: „Sie müssen an die andere Thür gehen, rechts um das Haus!“ Und damit schloß dieser Eingang sich wieder hinter der Frau von Lange, geborenen von Hinterthür.

Der Ausgesperrte folgte der empfangenen Weisung und gelangte an die Thür der Wirtschaftsräume. Aus der Küche schallten kreischende Mägdestimmen und Gelächter eines Knechtes; auf dem unsauberen Hausflur, den ein Oelfaß zierte, erschien abermals die Gnädige, diesmal aber ohne Haube, im vollen Schmuck ihrer ungefesselten Locken, und ließ den Lehrer in ein kleines Stübchen eintreten, in dem ein gellend schreiender Papagei und ein kläffender Schooßhund den Gast bewillkommneten.

„Eben ist der gnädige Herr erst von der Bahn zurückgekommen,“ bemerkte Frau von Lange, ohne sich um den Lärm zu kümmern, „ich will sehen, ob Sie jetzt vorgelassen werden können. Setzen Sie sich.“ Sie deutete auf einen Stuhl und verließ das Zimmer. Der Hund kroch in seine Ecke zurück, der Papagei schob sich mit Kralle und Schnabel in seinem Messingbauer hin und her. So verging eine geraume Zeit. Endlich öffnete sich eine Seitenthür.

„Kommen Sie hier herein!“ sagte die Gnädige.

„Guten Tag! Was wollen Sie?“ redete den Eintretenden der Herr von Lange an, der an einem gedeckten Tische saß und mit lautem Schlürfen Suppe aß.

Der Lehrer stand dem Gutsherrn gegenüber, der seine Thätigkeit keineswegs unterbrach. Ein Diener trug geräuschvoll Schüsseln und Teller herzu.

„Entschuldigen Sie, Herr von Lange, wenn ich in einer Angelegenheit zu Ihnen komme, die mich eigentlich nichts angeht, für Sie aber von der größten Wichtigkeit ist,“ begann Heine, den ein solcher Empfang stark verdroß. „Ich sehe, daß ich Sie in diesem Augenblicke stören würde; erlauben Sie mir also, daß ich warte, bis Sie gespeist haben werden.“

„Von der größten Wichtigkeit für mich?“ fragte der Edelmann, „ist es ein Geschäft? Betrifft es Ellermoor?“

„Ja,“ versetzte Heine, „aber ich kann es Ihnen nur unter vier Augen mitteilen.“

„Ist es vorteilhaft für mich?“ forschte Herr von Lange.

„Höchst vorteilhaft, ich möchte sagen, von entscheidender Wichtigkeit,“ erwiderte der Lehrer.

„So, so!“ entgegnete der Gutsherr, und bei sich dachte er: „Diesen seinen getreuen Schleppenträger sendet mir gewiß als Boten der Freiherr, der mit mir unterhandeln, an mich verkaufen will.“ Plötzlich sehr freundlich sagte er: „Setzen Sie sich mit heran, Herr Heine, Sie können mit mir essen. Nachher stehe ich zu Ihren Diensten.“

Der Gast spürte wenig Verlangen, dieser Einladung zu folgen, aber um den Edelmann bei guter Laune zu erhalten, nahm er Platz und ließ sich das reichliche Mahl und den Wein gut schmecken. Er hegte die Ueberzeugung, daß er diese Gastgabe durch eine weit reichere und edlere Gegengabe würde erwidern können.

Nach dem Mahle führte der Edelmann seinen Besuch in ein prunkend ausgestattetes Gemach, ersuchte ihn, in einem Sessel Platz zu nehmen und schaute ihn erwartungsvoll an.

„Herr von Lange!“ begann der Lehrer, „in der hiesigen Gegend sind die Augen von Hoch und Niedrig zu dieser Zeit auf Niemand mehr gerichtet, als auf Sie.“

Der Gutsherr neigte wohlgefällig das Haupt und nahm einen Zahnstocher in Gebrauch.

„Das Schicksal," fuhr Heine fort, „hat Ihnen bis zu einem gewissen Grade die Entscheidung über die Zukunft von mehreren hundert Familien, ja über die Zukunft des ältesten und edelsten Geschlechtes des Landes in Ihre Hand gelegt; in Ihrer Macht steht es, dem Freiherrn von Ellermoor seinen früheren Reichtum zurückzugeben, oder ihn von Haus und Hof zu vertreiben."

„Das weiß ich!" entgegnete Herr von Lange.

„Aber wer hoch gestiegen ist," redete Heine weiter, „der kann auch tief fallen. Doch nichts ist mehr geeignet, im Glück eine hohe Freude, im Leid ein wirksamer Trost zu sein, als die Achtung, in welcher wir bei unsern Mitmenschen stehen."

„Ein wohlgefüllter Beutel ist mir lieber," versetzte der Edelmann gähnend.

„Auf der andern Seite aber," erklärte Heine, „muß es bitter schmerzen, von jedem Munde mit Haß und mit Verwünschungen genannt zu werden."

„Mir ist das sehr gleichgültig," erwiderte der Gutsherr.

„Das können Sie nicht im Ernst reden," begann der Lehrer wieder, „Sie können nicht —"

„Doch! Im vollen Ernst," versetzte Herr von Lange, „aber vergessen Sie Ihr Geschäft nicht."

„Ich bin bei der Sache," entgegnete Heine, indem er aus seiner Brusttasche das Päckchen Papiere hervorholte. „Herr von Lange, ich rede hier im Namen aller Unglücklichen, die von dem großen Werke und von dem edlen Sinne des Freiherrn von Ellermoor Rettung aus unsäglichem Elende erwarten, ich rede im Namen aller wahrhaften Christen, im Namen aller redlich Denkenden der ganzen Welt: Nehmen Sie zu der Summe, die Ihnen der Freiherr bereits geboten, noch diese dreitausend Mark, und geben Sie dem Freiherrn das Grundstück an der Ilmenau zurück!"

„Welches Trinkgeld bekommen Sie von dem Freiherrn für diesen Auftrag?" versetzte der Gutsherr mit kaltem Spott.

„Der Freiherr weiß nicht, daß ich hier bin," erwiderte der Lehrer, „und dieses Geld sind meine Ersparnisse, die ich seit dreizehn Jahren mit redlicher Arbeit gesammelt habe. Wenn die Summe in Ihren Augen auch nur gering erscheint, so ruht doch der Segen darauf, der nach Gottes Verheißung jedem ehrlichen Werke zu Teil werden soll. Lieber Herr

von Lange, wenn ein mittelloser Mann wie ich aus freien Stücken seinen Notpfennig zum Opfer bietet, und wenn ich Ihnen sage, daß ich noch manchen andern Mann weiß, der ebenso wie ich zu handeln bereit sein wird, so sollten Sie doch erkennen, wie tief das furchtbare Schicksal des Freiherrn —" die Thränen traten dem Lehrer in die Augen — „uns in unsere Herzen schneidet. Auch Sie hoffen einst auf Gottes Gnade, o seien Sie barmherzig, geben Sie dem Freiherrn das Grundstück zurück!" Er bot ihm wiederum das Päckchen dar.

Aergerlich stand der Gutsherr auf. „Ich habe schon viele Narren gesehen," sagte er, „aber Sie sind der Einfältigste von Allen," und damit stieß er die Hand des Lehrers zurück.

Auch Heine erhob sich. „Das kann nicht Ihr letztes Wort sein!" versetzte er in großer Erregung.

„Doch! Mein letztes!" entgegnete der Gutsherr rauh, „und nun habe ich genug von Ihren albernen Redensarten!"

„Herr von Lange!" erwiderte der Lehrer, und sein Antlitz war bleich von innerer Bewegung, „Sie werden nicht in alle Ewigkeit hinaus Besitzer auf Wibeck sein. Auch für Sie wird einmal ein Tag kom-

men, wo Sie vor einem höheren Richter erscheinen müssen. Wie wollen Sie vor diesem furchtbaren Richter sich rechtfertigen, wenn Sie —"

„Was?" rief der Edelmann voller Wut, „Sie Hungerleider wollen mir drohen, und noch dazu in meinem eigenen Hause? Hinaus!" Er stieß den Lehrer vor sich her, er drängte ihn zur Thür hinaus und warf ihm seinen Hut nach, und so konnte der Verachtete wenigstens die Genugthuung haben, daß er durch dieselbe Thür seinen Ausgang nahm, von welcher die gnädige Frau ihn zurückgewiesen hatte.

Gesenkten Hauptes schlug der Lehrer den Weg zu seinem Wohnorte ein. In freudiger Zuversicht war er heute in der Frühe ausgewandert, jeder helle Sonnenstrahl, jeder blitzende Tautropfen war ihm ein Bild seiner Hoffnungen gewesen, und jetzt ging er langsam dahin unter schwerer Last; er hatte Freude zu ernten vermeint, und herbes Leid trug er heim.

Mit furchtbarer Gewißheit stand das Schicksal des Freiherrn jetzt vor seinen Augen, nichts schien seinen Fall mehr hindern zu können. Durch Heine's Seele flog ein Schauer, wenn er daran dachte, daß ein solches Geschlecht, das viele Jahrhunderte hindurch ein Vorbild echten, großen Adels in Wort und

That für weite Kreiſe gegeben hatte, nun durch die gemeine Bosheit eines einzigen, niedrigen Menſchen ſeinen Untergang finden ſollte, und wenn er daran dachte, daß er den Beſchützer, den Ratgeber, den Wohlthäter verlieren ſollte, deſſen freundlicher Gruß, deſſen Händedruck ihm von höherem Werte geweſen war, als klingender Vorteil, dann blutete ihm ſein Herz. Wer ſollte nun für die Schulſtube Landkarten oder etwa eine Elektriſirmaſchine, für die Schulkinder die vortrefflichen Unterhaltungsbücher, die mit ſo großer Freude geleſen wurden, freigebig ſpenden? Und wer ſollte für die hungernden, frierenden Kinder aus dem unglücklichen Hethendorf Winterkleider und Weihnachtsfreude ſchaffen, wenn des Freiherrn offene Hand nicht mehr auf Ellermoor waltete?

Schwer bedrückt kam der Lehrer in ſeinem Heimatdorfe, in ſeinem Hauſe wieder an. Fröhlich ſprangen die Kinder ihm entgegen, mit hellem Jubel empfingen ſie die kleinen Gaben, die der Vater für ſie aus der Taſche zog; nicht müde wurden ſie, zu ſtaunen und zu danken, denn von ihren Eltern waren ſie ſo erzogen, daß ſelbſt Kleinigkeiten ihnen Freude waren.

Des Vaters Antlitz wurde heiterer, aber froh wie sonst war diese Heimkehr nicht. Und als er nun die Schulstube, den Spielplatz mit den selbstgezimmerten Turngeräten wieder vor sich sah, da überkam ihn mit voller Bitterkeit das Gefühl des Unrechtes, das er von gewaltthätiger Hand heute hatte dulden müssen.

Er bezwang seinen Groll und mit freundlichem Worte legte er seiner Gattin die Handschuhe hin, welche er ihr mitgebracht. Die Frau sah es ihm freilich an, daß er eine bittere Last in sich trug, aber sie bestürmte ihn nicht mit Fragen, sie verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen ihn und wartete, bis er selber zu ihr kommen und sein Herz ausschütten würde. Er war noch niemals ausgeblieben.

Nachdem der Lehrer seine Feiertagskleider abgelegt, ging er in sein Stübchen und saß still in sich gekehrt da, er rang nach Ruhe in seiner Seele. Eine Hülfe wußte er, die ihm manche dunkle Stunde licht gemacht hatte.

Aus dem verschlossenen Schränkchen seines Schreibtisches nahm er ein Heft, das er selber mit großen, klaren Zügen geschrieben, und schlug es auf.

Auf dem ersten Blatte standen die Worte:

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat!

Nun schlug er um und las auf dem folgenden Blatte:

Ich habe eine liebe, treue Frau.

Ich habe liebe, gute Kinder, die ich mit fröhlicher Hoffnung aufwachsen sehe.

Ich kann für meine gute Mutter in ihren alten Tagen sorgen.

Ich habe ein eigenes Haus und einen eigenen Garten, in dem ich fröhlich ernten kann.

Ich habe mein täglich Brod ohne Sorgen und ohne Unrecht, und brauche Niemand darum zu bitten, als nur den himmlischen Vater.

Ich habe, so lange ich Lehrer bin, niemals erleben müssen, daß eins meiner Schulkinder auf den Weg des Bösen geraten und verloren gegangen wäre. Das ist eine große Gnade!

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln! —

Langsam las er die einzelnen Sätze, dann schloß er das Heft wieder und griff nach seiner Geige und seinen Noten. Haydn war sein Liebling, bei seinen Tönen wurde Heine's Seele ruhig und froh.

Großmütterchen trat ins Stübchen; sie hatte den weißen Kragen umgethan, den ihr Sohn aus der Stadt für sie mitgebracht, sie stellte sich vor ihn hin und sagte: „Sieh nur, wie schön er paßt!“ Und dabei strich sie mit der Hand über seine Stirn, als wollte sie etwas fortwischen.

„Draußen ist Jemand, der Dich sprechen will,“ sagte sie dann und lächelte dabei.

Der Lehrer stand auf und öffnete die Thür Der Gärtner Orsolek trat ein; er legte vorsichtig ein großes Packet auf den Tisch und sagte: „Hier, Herr Heine! Ihnen wird's hoffentlich nicht so sauer sein, wie es mir geworden ist!“ Und damit begann er aufzuschnüren. Drei Flaschen Wein kamen zum Vorschein.

„Die sendet Ihnen der Kaufmann Horst,“ bemerkte Orsolek, „er kam mit seinem Wagen nach Ellermoor gefahren, um unserm gnädigen Herrn die gute Nachricht zu bringen. Der Freiherr hat, als die Herren aus der Stadt dringend baten, die Wahl angenommen. Er geht nach Berlin und wird mit dem Kaiser reden! Die ganze Burg Ellermoor ist voll Jubel; wir alle meinen, daß nun noch Alles gut werden kann!“

„Ist hier noch Platz für Jemand?“ rief eine kräftige Stimme und der Förster Schulz streckte den Kopf in die Thür.

„Immer herein!“ rief Heine fröhlich; „Großmutter, haben wir noch drei heile Weingläser im Hause?“

Die Männer setzten sich um den Tisch, sie tranken und freuten sich der Errungenschaft dieses Tages und knüpften ihre Hoffnungen daran.

„Welche Wut wird bei den Welfen sein!“ sagte Orsolek, „aber ich gönne ihnen den Aerger, doch Niemand mehr als dem Geizdrachen auf Nimmersatt, der Frau von Adam. Sie wird jetzt gewiß so gelb werden, wie die Bänder an ihrer Haube.“

„Haben Sie wieder was mit ihr erlebt?“ fragte der Förster.

Der Pole wurde aufgeregt. „Zwei Jahre lang,“ sagte er, „bin ich für Frau von Adam Gärtner gewesen; ich bin oft gelaufen wie ein Windhund von Ellermoor nach Nimmersatt, wenn es viel Arbeit gab. Ich habe gedacht, eine gnädige Frau verlangt von einem Arbeiter, wie ich bin, nichts umsonst, sie wird anständig bezahlen.“

„Zweihundert Mark wird sie Ihnen gegeben haben!“ warf der Förster ein, indem er sich mit der flachen Hand über den dichten Schnurrbart strich und dem Lehrer zublinzelte.

„Ein großes Packet überreichte sie mir,“ entgegnete Orsolek, „es war zehnfach eingeschnürt und versiegelt, und was war darin? Ein alter, roter hannoverscher Soldatenrock!“

„Reisen Sie damit nach England und beteiligen Sie sich an den Fuchshetzen!“ riet der Förster.

„Ich habe es noch besser gewußt!“ versetzte Orsolek vergnügt, „hören Sie nur! An der Grenze von Nimmersatt hat unser Herr Oberverwalter eine schöne Breite mit Winterroggen bestellt; die Saat ist sehr kräftig aufgelaufen, und der Meister Lampe hat bald herausgefunden, daß hier gute Gelegenheit ist, sich Frühstück und auch Abendbrod zu holen. Nun schaden diese Gäste unserer Saat ja wohl nicht, aber was haben die Hasen von Nimmersatt auf unserm Korn zu suchen? Wartet, dachte ich, Euch werde ich einen Flurschützen setzen! Ich nahm also meinen roten Waffenrock, stopfte ihn mit Stroh aus und steckte die Puppe auf einen festen Stock; auf den Kopf setzte ich eine feine Haube, die ich unsres

gnädigen Fräuleins Kammerjungfer abgebettelt hatte, und lange gelbseidene Tabakshüllen befestigte ich als Bänder daran. Der Kopf war drehbar, der Wind richtete das schöne Gesicht bald nach vorn, bald nach hinten, und die gelbweißen Bänder flatterten lustig mit jedem Winde. Als das Ding fertig dastand oben an dem Fahrwege, wo man von Nimmersatt über Ellermoor zur Stadt geht — umarmt hab' ich die Puppe vor Freuden, und dann hab' ich mich am Grenzhügel hinter den Wachholderstrauch geduckt. Kommt da der Großknecht von Nimmersatt gefahren, hat auf seinem Wagen noch zwei Mägde; wie er meine Puppe sieht, ruft er: „Macht einen Knix, Mädchen, da steht unsere Gnädige!" Und die Mädchen lachen und kreischen und rufen: „Sie dreht schon den Kopf nach uns um, gleich wird sie schimpfen!" Dann kamen die Kinder, die nach Altenhagen zur Schule gehen wollten, die schrien: „O, die Gnädige ist unter die Soldaten gegangen! Wenn wir aus der Schule kommen, wollen wir sie mit Steinen werfen!" Lang ausgestreckt hab' ich mich an meinem Wachholderbusch und hab' gelacht, wie ein Dieb!" Und bei dieser Erzählung lachte der Pole wieder und rieb sich die Hände. „Leider dauerte mein Spaß

nur vierundzwanzig Stunden. Am nächsten Tage in der Frühe hat die Gnädige die Puppe heimlich fortholen und nach Nimmersatt bringen lassen. Nun kann sie ihren Waffenrock noch einmal verschenken."

Der Förster lachte, der Lehrer blieb ernst.

„Sie haben unvorsichtig gehandelt, Orsolek," sagte er, „die Gnädige wird Ihnen diesen Streich nie vergessen, und wenn sie hundert Jahre alt würde."

„Was will sie mir?" entgegnete der Pole, „ich stehe nicht in ihren Diensten, und wenn sie ihr Geschrei zu laut macht, so kann ich sie wegen Diebstahls zur Anzeige bringen."

„Seien Sie auf Ihrer Hut!" warnte Heine, „Sie wissen doch, daß auf der Landdrostei noch etliche heimliche Welfen sitzen. Frau von Adam steht mit ihnen in steter Verbindung, und wenn sie Ihnen schaden will, so wird sie die Gelegenheit schon zu finden wissen, und auch an Beistand wird es ihr nicht fehlen. Wenn es möglich ist, so suchen sie die Sache zu vertuschen. Aber das wird nun längst zu spät sein."

„Nur nicht so ängstlich!" warf der Förster ein, „und besonders mit dieser Gnädigen müssen Sie kurze Fünf machen, sonst zieht sie Ihnen die Haut

über die Ohren. Ich will Ihnen einmal erzählen, wie ich mit ihr verkehre."

Er zog einige Papierstreifen aus der Tasche und strich sie glatt.

„Lesen Sie vor!" sagte er, indem er dem Lehrer den ersten Streifen hinreichte.

Heine las: „An den Herrn Förster Schulz. Schicken Sie mir sogleich zwei gute, nicht zerschossene Hasen. Eva von Adam, geborene von Ur=Schlick."

„Darauf," entgegnete der Förster, „schrieb ich zurück: Gnädige Frau! Ich bedaure, Ihnen keine Hasen schicken zu können, da ich augenblicklich keine habe. Schulz, Förster. Umgehend erfolgte dieser zweite Streifen."

Der Lehrer las: „An den Herrn Förster Schulz. Da ich die Hasen notwendig haben muß, so werden Sie dieselben sogleich schießen und mir noch heute zustellen. Eva von Adam, geborene von Ur=Schlick."

„Meine Antwort," versetzte der Förster, „lautete so: „Gnädige Frau! Wenn ich Hasen gehabt hätte, würde ich sie Ihnen geschickt haben. Sehen Sie sich anderswo danach um, ich kann nicht dienen. Schulz, Förster. Nun kam aber der dritte Streifen."

Heine las: „An den Förster Schulz. Sie haben

sich als Förster anstellen lassen und weigern sich nicht, jeden Monat Ihr Gehalt in die Tasche zu stecken. Mit Hinweisung auf Ihren Diensteid ersuche ich Sie, mir unweigerlich die beiden Hasen in verlangtem Zustande zu übersenden. Eva von Adam, geborene von Ur-Schlick."

„Jetzt wurde ich deutlich," fuhr der Förster fort, „ich schrieb ihr: Gnädige Frau Eva von Adam, geborene von Ur-Schlick! Ich habe keine Hasen, ich schieße keine Hasen, Sie kriegen keine Hasen! Schulz, geborener Schulz. Da waren die Akten geschlossen. Und nun hoch die Gläser, der Freiherr soll leben!"

Sechstes Kapitel.

Runen.

„Ja, schilt mich nur, lieber Freund! Denn wenn ich auch nicht ein Rohr bin, das im Winde schwankt, so bin ich doch ein Baum, dessen Laub von jedem Sturm gesucht wird. Vergeblich stoße ich von mir, was mir naht, vergeblich will ich hart sein, wie so manches andere Menschenkind, das ich in Ruhe seine Straße durch Sturm und Sonnenschein wandern sehe. Wo Andere kalt vorüberschreiten, da ist mein Fuß gefesselt, jede fremde Thräne brennt auf meinem eigenen Herzen, als hätte ich sie selbst geweint.

„Als ich zur Frühlingszeit hier einzog, da schien mein Wald mir ein Wall zu sein, an dem jede Woge, die meinen Frieden bedrohte, niedersinken müßte. Wie schön waren die Tage, als auf allen Seiten

mich nur die hellen Lebensfarben des Frühlings umgaben, als unter dem lichten Maigrün meines Waldes mein Herz wieder still wurde und meine Seele den Mißklang vergaß, der sie so bitter gepeinigt hatte! Eine neue Geisteswelt blühte für mich auf, jeder Tag brachte neuen, freudenreichen Besitz. Dichter und Sänger und ernste Denker waren stündlich meine Gäste; mir redete jede Blume meines Waldes und meines Gartens, ich verstand die Sprache der Drossel, deren Ruf lockend durch den Wald klang, wenn der erste, warme, goldige Sonnenstrahl die Wipfel der hohen Tannen färbte.

„Ach wie ein Traum liegt Alles hinter mir, wie ein schöner Traum, an dessen Glück ich nicht einmal mehr denken mag! Alles schwindet hin, was so herrlich war, die Blätter entfärben sich auf den Bäumen und der Wind läßt sie fallen; leise und todesmatt sinken sie nieder auf den Boden, von dem Nichts wieder aufersteht.

„So ist auch mein Glück vergangen, vor meiner Hand, vor meinen Augen, ich sah es hinwelken wie die Blume, die ihren Kelch senkt, und ich konnte nicht retten, was mir genommen wurde. Ich war reich wie die sommerliche Flur, nun bin ich arm

geworden wie der entblätterte Strauch, über den die kalten Herbstwinde hinschauern.

„Nein, schilt mich nicht! Was mich traf, daran bin ich unschuldig. Ohne mein Zuthun kam das Glück, und ohne mein Verschulden sucht mich das Leid. Jetzt bin ich ein unglücklicher Mensch, aus meiner Seele ist der Friede gewichen, und ein Zwiespalt klafft durch mein Leben. Nur ein einziger Trost ist mir geblieben, ich kann mein Herz gegen Dich ausschütten, denn Du bist mein Freund, Du wirst nicht von mir lassen, auch wenn Du nur Klage von mir hörst. Dein Wort ist oft streng zu mir gewesen, aber daß Du besser als ich selber für mich sorgtest, das habe ich hundert Mal erfahren. Ich weiß, daß Du auch jetzt der Stab sein wirst, an dem ich mich aufrichte.

„Von jenem Tage an zählt meine Qual, als ich auf der Haide in den blühenden Sträuchern das Antlitz sah, auf den Arm gebettet das süße Antlitz, das seit jener Stunde mein einziger Gedanke war. Es giebt Züge, die man nie in seinem Leben vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat. Wir werden plötzlich gewahr, daß unser Leben nur ein halbes war; was uns fehlt, das finden wir in jenem Bilde,

und nur wenn uns zu eigen wird, was wir als unser bestes Gut erkannt haben, kann unser Leben seine Blüten entfalten.

„So ist Hilda's Bild mir erschienen. Ich glaubte reich wie ein König zu sein; ich meinte, Nichts in der Welt könne mir nun noch fehlen, und mein Glück war vollständig, denn Niemand konnte mir dasjenige nehmen, was meinen Reichtum ausmachte. Nun sehe ich mich plötzlich mit leeren Händen dastehen, und was mir Edelstein schien, das ist wertloser Kiesel geworden; dicht neben mir, aber meinen Händen unerreichbar, sehe ich den Schatz, den ich längst zu besitzen glaubte. Mit Unwillen und mit Bestürzung erfüllt mich das Bewußtsein meines Irrtums, aber wie sehr ich mich auch sträube, ich muß doch anerkennen, daß der Kiesel in meiner Hand kein Edelstein ist.

„Wenn ich sie Dir zeigen könnte, diese Gestalt, dieses wunderbare Antlitz! Wie freundlicher Kinderblick lächeln diese Augen Dir entgegen, aber auch wie Flammen blitzt es aus ihnen auf, Du fühlst ihre Glut, und wenn Du Deine Lider geschlossen hieltest; wie die Anmut der Liebesgöttin selber schwebt es um diese holden Lippen, und wie das stolzgebietende

Wort einer Ueberirdischen lagert es sich um sie her. Wohin soll ich Aermster mich retten vor solchen Mächten?

„Fast kein Tag ist vergangen, an dem ich nicht Gast auf Ellermoor gewesen wäre. Aus des Freiherrn Marstall habe ich mir ein Reitpferd erworben, einen herrlichen Rappen, der sicher und schnell wie im Vogelfluge mich über die Haide hinträgt. Später Abend ist es jedes Mal, wenn ich heimkehre, aber auch in der dunkelsten Nacht finden wir unsern Weg. Mir geht es wie dem Schiffer, den das Lied der Nixe auf den Felsen lockt; er weiß, daß sein Schifflein stranden muß, aber wenn er auch den Tod vor Augen sieht, er hat keinen Willen mehr.

„Den Schiffer trifft freilich nur sein eigenes Geschick, mir aber zerreißt mein Herz der Gedanke, welches furchtbare Geschick Hilda bedroht. Sie weiß es noch nicht, wie dunkel die Wolken rings um sie her aufsteigen, aber sie scheint es zu ahnen, daß ihres Vaters Herz unter einer erdrückenden Last ringt, obwohl ich mich selber manchmal frage, wenn ich die ruhige Heiterkeit des Freiherrn sehe, ob alle die unheilvollen Gerüchte Wahrheit sein können?

„Hätte ich zu verlieren, was der Freiherr be-

droht sieht, läge auf meiner Seele die Sorge um Hilda's Schicksal, nicht eine ruhige Stunde hätte ich mehr, verzehren würde mich die aufregende Angst. Wie ein Weiser des Altertums, wie ein Solon erscheint mir der Freiherr, der in dem Augenblicke, wo der Abgrund zu seinen Füßen sich aufthut, in erhabener Seelenruhe mit lächelndem Angesicht sich dessen, was eine günstige Stunde bietet, noch freuen kann.

„Und daß ein solcher Mann das Opfer von Menschen werden muß, die nur von engherziger Selbstsucht oder gar von nackter Gemeinheit geleitet werden! So groß in Allem, so edel zeigt sich sein Sinn, daß ein Thron für ihn nicht zu hoch wäre, und nun soll ihm der heimatliche Boden geraubt werden, keine Stelle soll er mehr kennen, wo er sein ergrauendes Haupt niederlegen könnte.

„Von fern stand ich und schaute den verzehrenden Flammen zu, und ehe ich daran dachte, hatten sie mich selber ergriffen. Des Freiherrn Schicksal ist mein eigenes geworden; als wäre meines Vaters Haupt bedroht, so denke ich an das, was ihm bereitet ist.

„Wohin aber wird das Alles mich führen? Wird es mir gelingen, mich aus den umstrickenden

Fesseln zu lösen und die volle Ruhe vergangener, glücklicher Tage wiederzugewinnen, oder wird der Fall dieser königlichen Eiche auch mich niederreißen?

„Vor meinen Augen schwirrt Alles durcheinander; nirgend gewahre ich ein klares Bild, vergeblich sucht mein Wille nach einem festen Entschluß.

„Mein Wille! Wie kann ich noch von einem Willen reden! Ich lasse Alles über mich ergehen, und nur eine einzige Stunde kenne ich noch, der ich mit Freude entgegensehe, es ist die Stunde, in der ich mein Roß besteige, um nach Ellermoor zu reiten. Sein raschester Lauf scheint mir träge, ein unendlicher Verlust erscheint mir jede Minute, die vergeht, bis ich Hilda wiedersehe, und doch weiß ich nicht einmal, ob ich ihr mehr bin, als der Fremde, an dem zufällig ihr Blick vorübergleitet.“

Früher als gewöhnlich verließ Siburg heute sein Haus in dem stillen Walde; eine brennende Ungeduld hatte ihn erfaßt, er atmete auf, als er den Fuß in den Bügel setzte. Vor dem Thore seines Gehöftes stand der Nachbar Hartig; Siburg tauschte einige freundliche Worte mit ihm, aber ohne sein Roß zu zügeln, denn schon der Gedanke, daß irgend etwas ihn aufhalten könnte, beunruhigte ihn. Um den

langen Umweg der Fahrstraße zu vermeiden, lenkte er gleich in den Fußpfad ein, der ihn durch die niedrigen Eichen auf die Haide, und vom Waldesrande in kurzer Zeit zu dem alten Schafstall auf der Höhe führte, in dem er vor Wochen die beiden Knaben aus Hethendorf fand. Eins der Kinder hatte nun eine Ruhestatt gefunden, die ihm Niemand mehr raubte; wo war der Bruder geblieben? Hatte er seinen Vater in dem fremden Lande gefunden? Oder hatte auch ihn die Not darniedergeworfen? Weder von ihm noch von seinem Vater war eine Nachricht in die Heimat gekommen.

Nur flüchtig tauchte dieses traurige Bild in Siburgs Gedanken auf; es gab nur Eins, wofür seine Seele Raum hatte.

Es war einer von jenen eigenartig schönen Tagen, wie der Herbst sie oft der Haide schenkt. Im hellen Sonnenschein lag die weite, lautlos stille Fläche, in bunten Farben schimmerte der herbstliche Wald. Klar umrissen erhob sich in der Ferne der Burghügel von Ellermoor, den Weg dahin aber sperrte der Arm des großen Moores, an dem Hethendorf lag, nur der unsichere Steig lief hindurch.

Unmutig schaute Siburg das Hinderniß, dessen

Rand er jedesmal auf langem Wege umreiten mußte. Doch wo die Anwohner auf schwer bepackten Handwagen ihr Heu fortschafften, sollte da nicht auch fester Grund für den Huf des Rosses sein? Ein flüchtiges Zagen, ein Blick nach dem grauen Burgturme, der in der Ferne winkte — und rasch flog Siburg hinab zu dem Binsenrande, er schwang sich vom Rosse, faßte es am Zügel und schritt in das Moor hinein.

Wohl schwankte der Boden unter den eiligen Hufen des Rappen, wohl mahnte das aufzischende oder dumpf gurgelnde Wasser an die entsetzliche Stunde der Nacht, deren Schauer Siburg noch manchmal in seiner Seele fühlte, doch rasch kam das feste Ufer näher, nun stampfte der Huf auf den Uferrand. Der Reiter schwang sich froh in den Sattel und trabte an den armseligen Hütten vorüber.

Eine Frau stellte sich dreist in seinen Weg, daß der Rappe stutzte. Sie streckte ihm die abgemagerten Hände entgegen: „Ich war in der Ernte krank, ich habe für drei Kinder keine Kleider, kein Brod. Der Winter ist vor der Thür, erbarmen Sie sich, Herr! Der liebe Gott wird es Ihnen vergelten an denen, die Sie lieb haben!“

Kein Wort hätte Siburg tiefer treffen können, als dieses. Er reichte dem Weibe Alles, was er bei sich trug, und im Weiterreiten dachte er an Hilda und den Freiherrn.

Je mehr aber die Entfernung zwischen dem Reiter und seinem Ziele sich verringerte, desto mehr schwand die freudige Zuversicht, welche anfangs seine Brust erfüllt hatte, und quälend wurde wieder die Frage in ihm laut, welche Empfindungen Hilda wohl gegen ihn hegen möge? Seit Wochen hatte sein Roß ihn täglich den einsamen Weg zur Burg getragen, jeder Abend hatte den kleinen Kreis in dem traulichen Wohngemache versammelt gesehen, man hatte gelesen, man hatte gesungen und gespielt, und Siburg hatte vollauf Gelegenheit gefunden, seine umfassenden Kenntnisse auf dem Gebiete der heimischen und der fremden Dichtung zum allgemeinen Nutzen zu zeigen, oder seinen gediegenen Geschmack auf dem Felde der Musik, seine Fertigkeit, sein tiefes Gefühl im Spiel zur Geltung zu bringen, oder am Spieltisch durch seine Unterhaltungsgabe die Stunden zur raschen Flucht anzutreiben; des Freiherrn herzliche Zuneigung zeigte sich ihm in jeder Stunde, aber wenn Siburg in Hilda's tiefes Auge schaute, so suchte er darin ver-

gebens nach einer bestimmten Antwort auf die Frage, die sich immer mehr zum Mittelpunkte seiner Gedankenwelt erhob.

Je mehr aber Spannung und Erwartung sich steigerten, desto tiefer geriet er in den Bann dieser wunderbaren Augen. O könnte er das Rätsel doch ergründen, an dessen Lösung sein Glück, sein Leben hing!

Der eilige Lauf des Rosses hatte sich in langsamen Schritt verwandelt, als Siburg sich dem Damme näherte, der zur Burg hinüberleitete. Gerade als sein erster Blick das Burgthor erreichte, wurde die Gestalt einer Reiterin auf weißem Rosse sichtbar. Hilda war es, die ihm entgegen kam.

Sie hielt ihr Roß an, als sie dem Gast gegenüber war, und auf Siburgs Gruß erwiderte sie: „Meinen Vater treffen Sie augenblicklich nicht daheim, Herr Assessor; sollten Sie ermüdet sein, so kehre ich mit Ihnen um, aber vielleicht begleiten Sie mich vorher auf einem Ritt über die Haide; die Sonne lockt, es ist schwer, ihr zu widerstehen."

Sie folgten dem Wege, den Siburg gekommen, doch bald schlug Hilda einen Seitenpfad ein, der über eine schöne große Wiesenfläche führte, die erst kürzlich ihre letzte Ernte geliefert hatte.

„Hier war vor drei Jahren nichts als stehender Sumpf voll grauer Binsen," sagte Hilda, „ich war aufs Höchste überrascht, als ich diese blumigen Wiesen zum ersten Mal sah, und ich bewunderte die Kunst des Herrn Segler, der diese Veränderung ins Werk gerufen. Wie würde die ganze Gegend ihr Aussehen verändern, wenn es meinem Vater gelänge, die Entwässerung des großen Moores durchzuführen. Früher konnte ich jenen weiten Haiderücken nur auf einem großen Umwege durch den Buchenwald erreichen, jetzt führt mich dieser Weg in kurzer Frist dahin. Dort kommt ein Graben, aber er ist leicht zu nehmen, seine Ufer sind fest."

Sie hob den Zügel, Nanna setzte sich in kurzen Galopp und flog leicht wie ein Vogel über den ziemlich breiten Wasserspiegel.

Doch Siburg blieb dicht an ihrer Seite. Als Hilda ihn neben sich schaute, glitt ein Blick der Befriedigung über den Reiter, dessen jugendkräftige Gestalt sich auf dem schönen Rappen sehr vorteilhaft zeigte.

„Sie müssen schon mehr zu Pferde gesessen haben," bemerkte Hilda.

„Auf dem Gute eines Freundes, den ich früher

einmal besuchte, lernte ich den Wert eines tüchtigen Rosses schätzen," entgegnete Siburg, „in der Stadt bin ich ein regelmäßiger Besucher der Reitbahn gewesen. Mein Rappe ist mir eine große Freude."

„Als ich fern von hier war," fuhr Hilda fort, „verging kein Tag, an welchem ich nicht an meine Nanna gedacht hätte. Ich habe sie vor meinen Augen aufwachsen sehen. Ist sie nicht ein herrliches Geschöpf? Sehen Sie diesen Nacken, diesen Kopf, diesen Huf! Zierlich wie eine Tänzerin schreitet sie, und in keiner Gangart, selbst nicht im wildesten Laufe, verlieren ihre Bewegungen ihre Anmut."

„In der That," versetzte Siburg, „ich sah nie ein schöneres Roß."

„Diese edlen Tiere sind meines Vaters Stolz," erwiderte Hilda, „unserm Hause haben sie seit undenklichen Zeiten angehört, und außer uns kann sich Niemand dieser Zucht rühmen. Zehn solcher Rosse stehen in ihrem besonderen Stalle, und kein Tag vergeht, an dem mein Vater seine Lieblinge nicht mehrmals besuchte. Aber der herrlichste von allen ist meines Vaters Baldur; ich glaube, er möchte lieber den großen Buchenwald missen, als dieses unvergleichliche Tier."

So plauderte sie heiter und lebhaft fort, und ihr Begleiter ritt einsilbig neben ihr und hörte ihr zu. Dem Klange dieser Stimme zu lauschen, schien ihm schon ein volles Maß des Glückes zu sein, kaum folgte er dem Sinne dessen, was Hilda redete. Wie ein Geschenk der Schicksalsmächte erschien ihm diese Stunde, aber wie eine Gabe, die vor dem Auge nur auftauchte, um das Herz daran zu mahnen, daß der Besitz dieser Gabe ihm ein ewig vergeblicher Wunsch sein könne. Er wandte den Blick nicht zur Seite, er fühlte die schmerzliche Lust dieser Stunde, er empfand nichts anderes mehr und er wollte nichts anderes denken.

Sie kamen auf die Haide. Lebhaft strahlte der braune Boden die Sonnenwärme zurück, und wo der Huf der Rosse das Haidekraut streifte, da fuhren tanzende Mücken in Schaaren aus dem Versteck auf.

„Wenn man die Lerchen singen hörte, so könnte man meinen, der Mai wäre ins Land gekommen," sagte Hilda, „und wie lange wird's währen, dann heult der Wintersturm durch den Wald, und der Schnee sperrt uns alle oft wochenlang ins Haus ein,

daß man nicht einmal seine nächsten Nachbarn erreichen kann."

„Sollte das möglich sein?" erwiderte Siburg; „ich glaube nicht, daß selbst das schlimmste Unwetter mich zurückhalten würde, wenn ich mir ein Ziel ausersehen hätte."

„Sie werden es kennen lernen," versetzte Hilda, „was es heißt, wenn unter einer hohen Schneedecke die Haide wie ein ungeheures weißes Tuch vor Ihnen liegt. Weg und Steg sind verschwunden, nicht einmal das Moor zeichnet sich von dem festen Lande ab, und am hellen Tage kann ein Schneesturm Ihnen die Sinne so sehr verwirren, daß Sie nicht mehr die Himmelsrichtungen zu unterscheiden vermögen. Wenn der Zufall Sie nicht zu einer bewohnten Stelle führt, so rettet selbst die stärkste Kraft und der festeste Wille Sie nicht."

„Es giebt Gewalten," entgegnete Siburg, „die jedes Hinderniß überwindlich erscheinen lassen."

Ein herber Zug lagerte sich um Hilda's Lippen.

„Dort ist das Moor," sagte sie, „reiten Sie hinüber!"

„Mein Rappe trug mich, als ich zu Ihnen kam, einen Pfad, der vielleicht noch niemals einen Rosseshuf sah," erwiderte Siburg ruhig.

„Verstehe ich Sie recht?“ fragte Hilda erstaunt, „sind Sie durchs Hethendorfer Moor geritten?“

Siburg bejahte.

„Aber was trieb Sie, Ihr Leben einer so furchtbaren Gefahr auszusetzen?“ entgegnete Hilda, und ihr Begleiter sah, wie ihre Wange erbleichte.

„Der Weg war mir endlos lang, ich fragte nicht, ich folgte meinem Verlangen,“ erwiderte Siburg, indem er das gesenkte Haupt nach seiner Begleiterin aufrichtete. Ihre Blicke trafen sich, sie ruhten einen Augenblick in einander, als wollte eins im Innersten des andern lesen; dann senkten sich Hilda's Wimpern, und schweigend ritten beide neben einander hin, der Höhe zu.

Fast unter den Hufen des Rappen schwirrte ein Vogel auf, wild bäumend stieg das Roß kerzengerade empor und schoß dann in mächtigem Satze vorwärts. Aber die Hand des Reiters, der im Sattel nicht schwankte, zwang es zurück, und wie erregt der Rappe auch den Kopf warf und den Boden stampfte, so mußte er doch fühlen, daß der Reiter sein Meister war und sich zu ruhigem Schritt neben Nanna verstehen, die kaum die Ohren gespitzt hatte.

„Das war eine Probe," sagte Hilda. „Wäre der Rappe Sieger geblieben, so würde er mit Ihnen auf dem kürzesten Wege nach Ellermoor zu seinem früheren Standorte zurückgekehrt sein; aber unter Ihrer sichern Hand wird er seinen Eigenwillen niemals zeigen können."

„Hatten Sie es anders erwartet, mein gnädiges Fräulein?" entgegnete Siburg.

„Ganz ohne Sorge war ich nicht," versetzte Hilda. „Mein Vater schätzte die Kraft und Ausdauer dieses Rappen, den er selber ritt, sehr hoch; mir aber wollte er nie gestatten, ihn zu besteigen."

„So muß Ihr Herr Vater," erwiderte Siburg, „größeres Vertrauen zu mir gehegt haben, als Sie, mein gnädiges Fräulein."

„Bis zu dieser Stunde," antwortete Hilda, „habe ich Sie nicht anders als Kenner von Wissenschaft und Kunst gesehen, dessen Gesellschaft uns manche Stunde verschönert hat. Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich ritterliche Uebung bei Ihnen nicht vermutete."

„Ich meine," versetzte Siburg, „daß nichts mehr geeignet ist, innere Unruhe zu dämpfen, als die kraftvolle That. Als ich im Frühjahr einzog in mein stilles Haus, da schien es mir ein Zufluchtsort zu

sein, aus dessen Frieden meine Gedanken niemals wieder hinaus in die Welt begehren würden. Jetzt möchte ich, ich wäre Soldat geworden und könnte meine Waffe emporheben. Ich verstehe jetzt, warum der Kampf die liebste Freude der Männer war, die vor uns auf diesem Boden ihre Rosse tummelten."

„Die Gestalt eines Helden der Vorzeit ist ein erhabenes Bild," entgegnete Hilda, „und doch muß ich gestehen, daß für mich das Größte im Leben unserer Vorfahren nicht die todesverachtende That war, die von Ruhmesluft eingegeben und im Rausch wilder Begeisterung vollbracht wurde."

„Der Held setzte alles, seine Ehre, sein Leben auf die eine Stunde," erwiderte Siburg, „was konnte er Höheres bieten? Und was Größeres erstreben, als den Sieg?"

„Die große That stand hoch im Preise," versetzte Hilda, „sie führte selbst den sieglos gefallenen Helden nach Walhall. Mich aber fesselte stets am meisten das Walten der schlichten Treue, die nicht einmal den Gedanken an Wanken und Weichen kannte. Nicht Schmerz, nicht Seelenleid, so bitter es auch sei, nicht drohende Gefahr, nicht Verachtung und Haß, nicht Todesnot hat Gewalt über das Band, das

die Treue geschlungen. Den Helden krönt der Sieg, und fällt er, so trägt der Ruhm seinen Namen von Geschlecht zu Geschlecht; die Treue scheut nicht Thränen und Blut, selbst wenn für sie kein Lohn denkbar ist. Das ist der höchste Aufschwung, dessen die Menschenseele fähig ist."

„Wie es mir scheint, steht Ihnen ein bestimmtes Bild dieses stillen Heldentums vor Augen, dem auch ich den Preis reichen müßte," entgegnete Siburg, indem er seine Begleiterin fragend anschaute.

„Mit besonderer Vorliebe," erwiderte Hilda, „habe ich immer Sagen und Lieder gehört, welche die Treue priesen, von jenen nordischen Heldinnen an, welche in den Todtenhügel schritten und die Leiche des Gatten in ihre Arme schlossen, um bei ihm zu sterben, bis in unsere Zeiten hinein. Mehr als alles Andere hat mich eine That aus dem Leben eines meiner Vorfahren gerührt."

„Könnte eine solche Erzählung an irgend einem Orte schöner klingen, als hier auf der weiten Haide, die heute noch daliegt wie damals, als die Helden der Sage über sie hinsprengten?" versetzte Siburg.

„In alles, was Ellermoor angeht, habe ich mich so

hineingelebt, als hätte ich lange Jahre die alte Burg, die hinter uns liegt, vor Augen gehabt."

„In der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges," erzählte Hilda, „lebte dort auf der Burg der Freiherr Eberhard von Ellermoor; er stand in der frischesten Jugend und muß nach seinem Bilde, das Sie in unserm großen Saale sehen können, ein schöner Mann gewesen sein. Er war zu jener Zeit der einzige Mann seines Geschlechtes und hauste auf der Burg mit seiner alten Mutter und einem nicht sehr zahlreichen Gesinde, da die Einkünfte der Herrschaft damals knapp waren, denn Eberhard war von dem Dänenkönige stark gebrandschatzt worden, der mit seinem Heere dem Tilly entgegenzog. In der Schlacht bei Lutter am Barenberge besiegte Tilly den Dänenkönig und verfolgte die flüchtenden Schaaren desselben nach Norden hin.

„Eberhard von Ellermoor hatte sich längst entschlossen, die Sache seiner Glaubensgenossen, der Evangelischen, nach Kräften zu unterstützen, und auf die Nachricht von der Niederlage seiner Partei versuchte er, seine Nachbarn zu einem bewaffneten Widerstande gegen die andringenden Kaiserlichen zu bewegen, damit der Dänenkönig Zeit gewinne, seine

Schaaren aufs neue zu sammeln. Doch Niemand bezeigte Lust zu diesem gefahrvollen Unternehmen. Eberhard aber hatte die Augen der Feinde auf sich gezogen und mußte ihre Rache fürchten.

„Als er nun im Zweifel war, ob er die Burg verteidigen oder einen Zufluchtsort suchen sollte, sagte seine alte Mutter zu ihm: ‚Du bist der letzte Mann unseres Geschlechtes, verbirg Dich, bis das Land von Feinden wieder frei ist. Ich aber bin nicht Willens, die Burg zu verlassen, auf der ich alt und grau geworden bin. Ruf Deine Mannschaften zusammen und laß mich die Burg verteidigen, ich weiß wohl, was zum Waffenhandwerk gehört, und von der Schwäche des Alters fühle ich noch nichts.‘

„Davon wollte Eberhard aber nichts wissen. Er sagte: ‚Bin ich der letzte Mann unseres Hauses, so soll von mir nicht gesagt werden, ich habe in der Not meine Mutter verlassen und das Haus meiner Väter den Feinden preisgegeben. Wir wollen beide auf der Burg bleiben und sie mannhaft verteidigen. Für den Unkundigen ist sie unzugänglich, und Gott wird uns beistehen.‘ So sagte der junge Freiherr, und seine Mutter war damit zufrieden, weil sie auf die feste Lage der Burg großes Vertrauen setzte. Sie

müssen nämlich wissen," so wandte Hilda sich an ihren Begleiter, „daß die Burg damals noch auf allen Seiten von tiefem Sumpfe umgeben war, durch den nur eine lange hölzerne Brücke den Zugang zum Burgthore gestattete."

„Aus Ihrer Erzählung," entgegnete Siburg, „höre ich den Ton eines Berichterstatters des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer war der Chronist, der von diesen Ereignissen meldet? Sicher einer der damaligen Burgbewohner."

„Es war der Rentmeister Adam Schwarz," versetzte Hilda, „er wurde zu Anfang der Belagerung nach Lüneburg gesandt und kehrte später zur Burg zurück. Seine Niederschrift dessen, was ich erzähle, liegt im Archiv unseres Hauses.

„Kaum blieb noch Zeit, die Burg mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf ausreichend zu versehen, als die erste Schaar der Feinde heranzog. Sie hausten fürchterlich in der Umgegend, sie verschonten weder Weib noch Kind. Als Eberhard die Flammen von Dörfern und Mühlen gen Himmel steigen sah, geriet er in großen Zorn. Er verließ mit dem größten Teil seiner Leute die Burg, überfiel die sengenden Feinde und hieb viele von ihnen nieder,

und als seine Schaar nun von einer dreifachen Uebermacht angegriffen wurde, lockte er durch eine verstellte Flucht die Kaiserlichen in das große Moor, wo sie fast alle ihren Untergang fanden. Die Stelle wird noch jetzt gezeigt und von den Leuten der Teufelskolk genannt, weil die Geister der im Moor versunkenen Feinde dort umgehen und jeden, der sich dahin wagt, in die Tiefe hinabziehen sollen.

„Durch Eberhards kühne That wurde Tilly gewaltig aufgebracht. Er sandte einen starken Heerhaufen mit schwerem Geschütz, die Burg zu erobern. Aber der Sumpf bildete, nachdem die Brücke abgebrochen war, eine sichere Schutzwehr, und die mächtigen Geschosse schlugen ohne nennenswerten Schaden in die dicken Erdwälle, in denen sie jetzt noch zuweilen gefunden werden.

„Die Verteidiger litten keine Not; sie hätten sich Jahr und Tag halten können, wenn nicht ein schlimmer Feind sich eingestellt hätte, das war eine grimmige Kälte, die eine feste Decke über das Moor legte, auf der Menschen und Pferde sicher zu den Wällen hinüberschreiten konnten.

„Nun war das Schicksal der Besatzung entschieden. Nach der tapfersten Gegenwehr, bei welcher

auch Eberhards Mutter die Waffe führte und den Tod von Kriegerhand fand, wurde die Burg erstürmt und die wenigen noch lebenden Männer niedergehauen.

„An dem Burgherrn, der verwundet in die Hände der Feinde fiel, beschloß Tilly eine Rache auszuüben, die jeden Andern vom Widerstande gegen die Liguisten abschrecken sollte; er befahl, Eberhard in einen dunklen Keller hinabzuwerfen und den Eingang zu vermauern, damit der tapfere Verteidiger seines heimatlichen Bodens dort den Hungertod stürbe.

„Fünf Monate lang lagen die Feinde in der Burg, die ihnen als Stützpunkt gegen die Dänen, welche an der Elbe wieder zum Stehen gekommen waren, sehr geeignet erschien. Um die Osterzeit zogen sie ab.

„Gleich am folgenden Tage kam mit vier Begleitern der Rentmeister Adam Schwarz von Lüneburg geritten, um nachzusehen, was die Feinde übrig gelassen hätten. Im Burghofe trat ihnen eine Gestalt entgegen, wie eine Todte anzuschauen, vor der die Männer entsetzt zurückwichen, indem sie einen kräftigen Gespenstersegen sprachen. Aber als eine

flehende Stimme sie um Gottes und Jesu Christi willen um Hülfe bat, blieben sie stehen und erkannten in dem Gespenste nun eine junge Magd, Käthe Volkmann aus Altenhagen, die führte sie zu dem vermauerten Keller und sagte: „Brecht die Thür auf, so rasch ihr könnt, unser Herr ist darinnen.“

„Auf dieses Wort griffen die Männer herzhaft zu; sie rissen die schweren Steine heraus, die Tilly eingemauert hatte, und als sie endlich in den Keller eindrangen, fanden sie auf den Erdboden hingestreckt und dem Tode nahe den Freiherrn Eberhard von Ellermoor.

„Sie hoben ihn sogleich auf und trugen ihn ans Licht, und unter guter Pflege genas er und wurde wieder kräftig und stark. Die junge Magd aber starb schon nach wenigen Tagen.

„Bei der Eroberung der Burg hatte Käthe sich unter einem Haufen Holz verborgen gehalten, der aufgeschichtet im Burghofe stand; von da aus hatte sie beobachtet, welches Urteil an ihrem Herrn vollzogen wurde, und sogleich faßte sie den festen Entschluß, den Eingemauerten zu retten. Um in der Burg bleiben und doch vor den Händen der Feinde sicher sein zu können, versteckte sie sich in der Todten-

gruft; jede Nacht kam sie hervor, holte Speise aus der Burg und ging damit in einen andern, tiefen Keller, von dem ein schmales Loch in der Mauer zu dem Gefängniß ihres Herrn reichte. Durch dieses Loch schob sie ihm die Nahrung zu, die sein Leben fristete, und fünf Monate lang, in harter Winterzeit, in bittrer Not und unter furchtbarer Gefahr harrte die treue Käthe in der Behausung der Todten aus; willig gab sie ihr eigenes junges Leben hin, um ihren Herrn zu retten.

„Welches Heldentum ist größer, dasjenige des Mannes, der inmitten seiner Genossen in tobender Schlacht dem raschen Tode entgegenstürmt, oder dasjenige der schlichten Magd, die verlassen, bedroht, eine qualvolle Stunde um die andere über sich ergehen läßt? Ich habe dem Rentmeister Adam Schwarz stets aufs schwerste darüber gezürnt, daß er mit keinem Worte erwähnt, wo man den Leib der treuen Käthe bestattet hat; ich würde an jedem Ostertage einen Kranz auf ihre Gruft legen.“

„Es ist ein erhebender Trost,“ erwiderte Siburg, „daß echte Größe sich überall, auch in den bescheidensten, ja niedrigsten Verhältnissen findet. In den Hütten wie auf dem Throne hat sie ihre Heimat, und oft

glänzt sie da am schönsten, wo die Armut ihr karges Brod bricht."

Sie waren auf der Höhe des Hügelzuges angelangt, an der Stelle, wo im geringen Abstande von einander die Hünengräber lagen.

An dem mächtigsten Grabmale, das weithin die ganze Gegend überragte, sprang Hilda von ihrem Rosse und streifte ihm das Gebiß über den Hals.

Auch ihr Begleiter war abgestiegen, aber er zögerte, den Zügel des Rappen aus der Hand zu lassen.

„Besorgen Sie nicht," sagte Hilda, „daß Ihr Pferd uns verlassen wird; der Rappe wird sich von Nanna nicht entfernen, und diese folgt mir ungerufen auf Schritt und Tritt nach."

Die beiden schönen Tiere schritten ruhig weidend in die Haide hinein. Hilda setzte sich auf den Hügel, an dieselbe Stelle, wo Siburg sie damals, als die Haide blühte, ruhend fand. Ihr Begleiter stand neben ihr, er lehnte sich an den Stamm der Birke, welche den goldigen Blattschmuck des Herbstes trug.

„Meine Gedanken," sagte Siburg, „wollen nicht von der treuen Käthe lassen. Was sie that, ist so ergreifend, daß man aufs lebhafteste wünscht, den Grund

kennen zu lernen, aus welchem diese hochherzige That erwuchs, und ich meine, man braucht nicht lange zu sinnen, um herauszufinden, daß nur die Liebe es sein kann, welche Mut und Kraft verleiht, solche Qual bis zum Tode zu tragen."

„Wenn Sie," entgegnete Hilda, „die That der treuen Käthe auf diese Weise begründen wollen, schmälern Sie da nicht das Verdienst der armen Magd? Ist die Treue der Dienerin gegen den Herrn nicht ein genügender Beweggrund, um selbst die größte Aufopferung zu erklären? Und mußte nicht die furchtbare Lage des Verurteilten alles Mitleid einer jeden Menschenbrust, wie vielmehr der Hausgenossin für ihren Beschützer, für den letzten Mann des Geschlechtes wachrufen, das in damaliger Zeit Fürstenrecht über seine Untergebenen übte? Ist aufopfernde Treue nicht grade immer als Seelenzug des Sachsenstammes gerühmt worden?"

„Das Alles will ich gern gelten lassen," versetzte Siburg, „für eine so außergewöhnliche That aber wollen mir diese Erwägungen, die mehr dem Verstande entsprießen, nicht genügen. Als die größte aller Tugenden bezeichnet der Apostel nicht den Glauben, sondern die Liebe, und gern wollen wir anerkennen, daß dieser

größten Tugend kein reinerer Altar errichtet ist, als das Herz des Weibes. Wo Kraft und Klugheit des Mannes versagt, da ist die unerschütterte Liebe des Weibes oft noch der Flügel, der zu dem unerreichbar scheinenden Ziele trägt. Die Liebe, die durch Demut herrscht, ist die herrlichste Gabe, welche Gott dem Weibe verlieh, sie ist ein Stern, an dessen Glanz auf Erden kein anderer heranreicht. Einen größeren Ruhm für das Herz eines Weibes als diese Tugend kenne ich nicht."

Um Hilda's Lippen lagerte sich der stolze Zug, der ihr eine so eigenartige Schönheit verlieh.

„Sie verherrlichen uns," erwiderte sie, „und durch Ihr Lob setzen Sie uns zugleich herab. Sie fordern Demut von dem Weibe, damit Sie Selbstbewußtsein für den Mann, den Herrscher, in Anspruch nehmen können."

„Ein Herrscher ohne festen Willen würde ein Knecht seiner Umgebung sein," entgegnete Siburg, „und ein Mann, der seinen Platz nicht behauptet, würde für das Weib nur ein Gegenstand der Verachtung sein können. Die Grundsätze aber, nach welchen der Mann seine Handlungen bestimmt, stehen in der Obhut des Weibes. Wessen Macht wird nun die größere sein?"

„Sie sind großmütig," versetzte Hilda lächelnd, „Sie regieren uns, aber Sie versprechen, es in unserm Namen zu thun."

„Nicht allein in Ihrem Namen, sondern auch in Ihrem Sinne, den wir bewundern," erwiderte Siburg. „Kann irgend eine glänzende Heldenthat des Mannes der Verehrung würdiger sein, als diese stumme Aufopferung der treuen Käthe? Das Bild, welches Ihre Worte in meiner Seele hervorgerufen haben, ergreift mein ganzes Herz. Tag für Tag hat die arme Magd die ritterliche Gestalt ihres jungen Herrn vor Augen gehabt, er ist eingezogen in ihr Herz, ohne daß sie selber es weiß. Das ist die heimliche Liebe, von der das Volkslied singt; kein Feuer und keine Kohle brennt so heiß, wie diese verzehrende Glut, welche über die Wange die verstohlene Thräne herabrinnen läßt, und sie weiß selber nicht, warum? Doch nun tritt die furchtbare Stunde heran, in welcher der Burgherr nach der tapfersten Gegenwehr überwältigt wird, vor Käthe's Augen wird der Verwundete in den Kerker hinabgestoßen, der auch sein Grab sein soll. Da fühlt die arme Magd, was sie für den geliebten Mann zu dulden fähig ist, und was schwerlich die Kraft des stärksten

Mannes ausgehalten hätte, das vollbringt die demütige Hingabe der treuen Käthe, nicht, weil sie selber erkennt, es sei verdienstlich, ihren Herrn zu retten, sondern weil die Liebe in ihrem Herzen sie stark macht, alles zu tragen."

„Sie reden, wie der Dichter redet," versetzte Hilda, „alles fügt sich, wie es sich fügen soll."

„Wenn Sie mir die Freiheit des Dichters gewähren," entgegnete Siburg, „so gestatten Sie mir auch, daß ich mein Bild vollende. Daß die treue Käthe ihr Leben hingeben mußte, erfüllt uns mit der tiefsten Trauer, und doch gab es kein anderes, günstigeres Schicksal für sie. Wäre sie wieder gesundet, so hätte sie ja doch niemals die Gemahlin des Burgherrn werden können; Thränen wären ihr Los für ihr Leben gewesen, denn welchen Seelenschmerz hätte sie durchkosten müssen, wenn der Burgherr eine Andere, vielleicht eine harte, stolze Gebieterin als seine Gemahlin in sein Haus geführt hätte. Vor allem Leid bewahrte der Tod die arme Magd, ihr Gedächtniß aber blieb erhalten; noch heute schlägt für sie das Herz der jungen Herrin, in deren Adern das Blut Eberhards fließt, und wenn die Lippen dieser jungen Herrin sich auch nicht dazu verstehen wollen,

der demütigen Liebe den ersten Preis zu leihen, so sind sie doch nicht zu stolz, die That zu preisen, welche nur durch die demütige Liebe der armen Magd möglich wurde."

„Als Dichter reden Sie," versetzte Hilda, „und ich darf mich nicht wundern, wenn in Ihren Worten die Macht des Dichters liegt, der uns zu allem bekehrt, was er selber glaubt. Der Tod des treuen Mädchens erscheint mir nun nicht mehr so hart; ich kann ihn mir als eine Bestimmung der Gerechtigkeit denken."

„Es giebt Hoffnungen," erwiderte Siburg, „welche unser Leben so mächtig beherrschen, daß ohne ihre Erfüllung das Leben selber keinen Wert mehr hat. Wenn die Liebe ihre Hoffnung für sich verloren sieht, so kann ihr nur ein einziges Glück noch zu Teil werden, mit eigener Aufopferung das Glück des Andern zu schaffen, des Andern, nach dem unser Auge nicht mehr ausschauen darf."

Hilda schwieg. Ihr Blick ruhte auf der weiten Fläche, welche im goldigen Abendglanze dalag; wo Himmel und Erde in einander verschwammen, begannen violette Färbungen von wunderbarer Zartheit aufzutauchen; wo die Sonne der Erde sich nahte, da

glitzerte ein Flammensee, in dem durchschimmernde Wölkchen wie leuchtende Segel schwammen. Einsamkeit lagerte über der unbegrenzten Haideflur, ihre stumme und doch so mächtige Sprache ergriff die Herzen der beiden, die von dem Grabhügel ins weite Land herniederschauten. Wenn ihre Lippen auch schwiegen, so fühlte Eins doch des Andern Nähe in jedem Pulsschlage. Es war so süß, hier zu ruhen und in die Fluren hinabzublicken, die zu dieser Stunde im glänzenden Schimmer dalagen, wie das Land der Träume, der Hoffnungen.

„Warum wirkt der Anblick der Haide doch immer so ergreifend!“ begann Hilda endlich. „Oft, wenn ich in der Stadt in lebhafter Gesellschaft war, wenn liebe Menschen mit mir redeten und meine Gedanken bei ganz andern Gegenständen festgehalten wurden, flog es plötzlich wie eine leise, ferne Mahnung durch meine Seele, es war mir, als stände ich in der Haide und atmete ihren eigenartigen Duft, und auf Augenblicke war dann für mich alles verschwunden, was mich umgab. Nichts anderes hat jemals eine solche Gewalt über mich geübt, als die Haide; und warum gerade die Haide? Ist sie nicht arm, einförmig, einsam wie keine zweite Gegend? Was findet

man in ihr, was unser Herz so unwiderstehlich fesselt?"

„Die Haide entbehrt die Mannigfaltigkeit," entgegnete Siburg, „aber ich möchte sie nicht arm nennen. Sie ist nirgend eine völlige Ebene, Hügel zeigen sich überall, und das wunderbar bezaubernde Farbenbild der blühenden Haide hat noch nie ein Pinsel wiedergegeben. Dazu spannt sie weit sich aus wie der blaue Himmel droben, der ihre einzige Grenze ist, kein Pflug zog jemals seine Furche über den unberührten Boden, der Geist der niemals angetasteten Freiheit breitet seine Schwingen über die Gefilde aus, in denen kaum eine schwache Spur an die Menschenhand erinnert. Und in welche Vergangenheit reißt die Haide unsern Geist zurück! Hier vor uns stehen die Grabhügel aus grauer Vorzeit, sie stehen vor uns da in derselben Gestalt, wie die Hände der Krieger sie häuften, die in der Steinkammer drinnen die Asche und das liebste Gut des betrauerten Helden bargen. Führen Sie den Sohn der vorchristlichen Zeit, dessen Fuß im deutschen Lande dem flüchtigen Wilde oder dem raschen Feinde nachjagte, an irgend einen andern Punkt seiner ehemaligen Heimat, er wird sich umschauen wie in einer

fremden, feindlichen Welt; an diesen Hügeln aber wird er sich niederwerfen und wird freudig rufen: ‚Diese Stätte kenne ich!‘ — Wer die Haide kennt, der wird sie nie vergessen.“

„Als ich ein Kind war,“ sagte Hilda, „spielte ich nirgend lieber, als auf der Haide; meine Wärterin wand mir Kränze von dem blühenden Kraute und setzte sie mir auf meine wilden Locken; oft lief ich so weit von der Burg fort, daß sie ängstlich bat, ich möchte umkehren; ich jedoch konnte nie begreifen, wie man in der Haide sich fürchten könne.“

„Es ist der Schauer der Einsamkeit, der in der Haide waltet,“ versetzte Siburg; „für ängstliche Seelen kann leicht in die beklemmende Empfindung der Verlassenheit übergehen, was ein freieres Gemüt mit süßer Bewegung erfüllt.“

„Ich wuchs heran,“ fuhr Hilda fort; „ein neuer Abschnitt meines Lebens begann, als mein Vater mich auf ein Pferd setzte, dessen Zügel er selber hielt. Auf der Haide lernte ich reiten, meine Lehrzeit war nur kurz. Den Tag, der sie beendete, werde ich nie vergessen. Mit meinem Vater ritt ich zusammen hinaus, ich führte die Zügel meines Pferdes selber, und an meines Vaters Seite, im Schritt und im

raſcheſten Lauf, über Gräben und über Steinhaufen ging die Fahrt, bis wir hier an dieſer Stelle hielten. Die Haide ſtand in voller Blüte, und ich, die ich an dieſem Platze noch nie geweſen war, fühlte mich von der ergreifenden Schönheit des Anblickes der weiten, blühenden Flur ſo überwältigt, daß ich alles andere darüber vergaß. Als ich mich nach meinem Vater umwandte, reichte er mir die Hand und ſagte: ‚Von heute ab magſt Du allein reiten, wohin Du willſt.‘ Nun litt es mich nicht im Hauſe mehr, Tag für Tag flog ich auf meinem Roſſe umher, und mein Vater ließ mich ruhig gewähren, bis ich mein Herz an Freiheit geſättigt hatte. Kein Fleck aber war mir lieber geworden, als dieſer Ort hier, und jedes Jahr, wenn die Haide in Blüte ſtand, beſuchte ich den alten Hügel, an dem mein Vater mich mündig ſprach, und jeden Tag wurde mir die Trennung ſchwer. Wie eine geweihte Stätte erſchien mir dieſer Ort, den ich nur in geweihter Stunde beſuchen dürfte.“

„Auch für mich gewann dieſer Ort eine ungewöhnliche Bedeutung,“ entgegnete Siburg, und in bewegter Frage hob er ſein Auge zu ſeiner Begleiterin empor.

Hilda erwiderte nichts, doch ihr Blick wandte sich ihm zu.

„Von dort, von meinem Walde her kam ich gegangen," fuhr er fort, „bis zu jenem Wachholder-strauch; da wurde mein Fuß gefesselt durch das, was ich hier in dem blühenden Haidekraute, im Schatten dieser Birke sah."

Höher färbten sich Hilda's Wangen und ihr Antlitz wandte sich. „Was war es, was Sie erblick-ten?" fragte sie mit ruhiger Stimme, und ihre Hand brach von der Birke einen kleinen herabhängenden Zweig, der schon die Knospen für den zukünftigen Frühling trug.

„Sie waren es, Fräulein Hilda!" versetzte Si-burg, „an dieser Stelle sah ich Sie zum ersten Mal, dort stand ich und wachte, daß nichts Ihre Ruhe stören sollte."

Er schwieg und sein Blick suchte das Auge seiner Begleiterin.

Doch Hilda stand auf und schritt langsam von dem Hügel fort, dem andern Hünengrabe zu, in dessen Nähe die Pferde ruhig weideten.

„Ihre Sorge war ohne Grund," erwiderte sie, „was könnte mir hier begegnen?"

Er ging neben ihr, er konnte seine Augen nicht losreißen von der stolzen, jugendschönen Gestalt, hoch pochte seine Brust. Auf seiner Lippe schwebte das entscheidende Wort, das Bekenntniß der Liebe, doch eine geheime Macht fesselte seine Zunge, stieß ihn zurück; bang zagte sein Herz, und hoheitvoll wie eine Fürstin schritt Hilda neben ihm.

So verrannen die Minuten. Sie standen vor dem Hügel, der mit Wachholdergestrüpp dicht umwachsen war; rötlicher Sand schimmerte an einer Stelle hervor.

Hilda's Hand wies darauf hin.

„Die Grabkammer des Helden hat ein Fuchs zu seiner Wohnung ausersehen," sagte sie, „dort ist einer seiner Ausgänge, frisch begangen."

In der Höhlung entdeckte Siburgs Auge einen Gegenstand von eigentümlicher Form. Er bückte sich und hob auf, was er sah.

„Der Fuchs hat aus dem Grabe hervorgescharrt, was Eigentum des Helden war," sagte er und bot den Fund seiner Begleiterin dar. „Hier ist eins jener gewundenen Armbänder, die als vielbegehrter Schmuck gerühmt wurden. Viele Jahrhunderte haben das Kleinod mit einer grauen Färbung überzogen,

aber seiner Schwere nach kann es nur Gold sein." —

Aufmerksam betrachtete Hilda das seltene Fundstück. „Ob es wirklich aus dem Grabe stammen mag?" fragte sie.

„An der Echtheit kann kein Zweifel sein," entgegnete Siburg, „diese Form ist einzig in ihrer Art, kein anderes Gerät weist sie auf. Hier aber —" er wies auf einige tief eingegrabene, geradlinige Zeichen — „trägt der Schmuck die Urkunde in sich, welche ihn beglaubigt."

„Was mögen diese seltsamen Zeichen bedeuten?" forschte Hilda, „können Sie dieselben erklären?"

„Runen sind es," versetzte Siburg, „in geweihter Stunde grub die zauberkundige Hand sie in das Gold ein, um Glück und Sieg an den Arm desjenigen zu fesseln, der den Schmuck trug."

„Wie ich sagen hörte," erwiderte Hilda, „war mein Geschlecht auf diesem Boden ansässig, bevor das Kreuz in den Wäldern der Deutschen aufgerichtet wurde, und in diesen Hügeln soll die Asche der Urväter meines Geschlechtes ruhen. So will ich glauben, daß sie der Tochter ihres Stammes gedenken und mir das glückverkündende Geschenk spenden."

Sie streifte die Hülle von ihrem vollen, weißen Arme zurück, Siburg schob den Goldschmuck über ihre Hand, die er ergriff.

Er beugte sich herab, er küßte die schöne Hand. „Mögen die Zeichen ihre Kraft aufs neue bewähren!“ sagte er, „mögen Glück und Freude von keinem Ihrer Tage fern sein!“

Einen kurzen Augenblick ruhten ihre Hände in einander; aus Siburgs Brust wollte sich der lösende Ruf emporringen, da zog Hilda den Arm zurück, mit rascher, fast heftiger Bewegung. Sie wandte sich um, „Nanna!“ klang es über die Haide, das weiße Roß kam herangesprengt, dicht an seiner Seite mit blitzenden Augen der Rappe.

Nur mit Mühe ergriff ihn Siburgs Hand. Als er im Sattel saß, sprengte Hilda schon vor ihm hin, der Sonne entgegen, die in flammender Glut den Rand der Erde berührte.

Schnaubend fühlte der Rappe den Sporn des Reiters und in mächtigen Sätzen jagte er dem flüchtigen weißen Rosse nach.

Dicht vor sich sah der Reiter die schöne Gestalt, vom blendenden Sonnenlicht umflossen, als jagte eine von Wodans Schlachtenjungfrauen vor ihm

dahin. Alle Kräfte ſeines edlen Roſſes ſpannte er an, ſie zu erreichen, doch wie auf den Schwingen einer Taube glitt ſie vor ihm dahin, unerreichbar, wie das Bild, das ein Traum uns zeigt.

Und wie ein Traumbild entſchwand die Geſtalt langſam vor ſeinen Blicken. Die Sonne war geſunken, die Dämmerung breitete ihre grauen Flügel über die weite Haide aus, ihre Schatten deckten zu, was ſeine Augen ſuchten; noch ein letzter Schimmer — er war allein.

Da hemmte er den Lauf ſeines Roſſes; langſam ritt er den weiten Weg zurück, an den Hügeln vorüber, wo ſeine Hand zagte, ſein Glück kühn zu ergreifen, ſeinem Walde, ſeinem einſamen Hauſe zu.

Vor ſeinen Augen ſtand unentrückbar die Geſtalt der Entflohenen in aller ihrer Schönheit, aber ſein Haupt war geſenkt und auf ſeinem Herzen laſtete die dumpfe Qual des Armen, der ſeine Hoffnung in dem Augenblicke zerrinnen ſah, wo er ſchon die Hand ausſtreckte, das Kleinod, an das ſein Leben gebunden war, zu ergreifen.

Siebentes Kapitel.

In den Schatten des Herbstes.

Durch die hohen Eichen im Klostergarten fuhr der Herbstwind, riß die welken Blätter von den Zweigen und streute sie durch die Gänge und Beete hin, die für den Winter eingedeckt waren. Im Klostergebäude waren die Doppelfenster eingesetzt und alle Fugen mit Moosgewinde verwahrt; in den großen Kachelöfen knisterten die knorrigen Buchenscheite, und die Lehnstühle in behaglicher Ecke waren gesuchte Plätze.

An ihrem Fenster, vor welchem die letzten Topfblumen sparsame Blüten trieben, saß Ernestine von Thüring; sie hielt eins ihrer Lieblingsbücher in der Hand, es war Goethe's „Wahrheit und Dichtung"; sie schien eifrig zu lesen, aber bei jedem kleinen Ge-

räusch flog ihr Blick der Thür zu, offenbar erwartete sie jemand.

Ein leichter Schritt wurde draußen auf dem langen, düstren Hausflur hörbar, die Thür öffnete sich. Sichtlich überrascht, ja unruhig streckte Ernestine der Eintretenden beide Hände entgegen.

„Hilda! Du?“ sagte sie, „was führt Dich zu mir? Du versprachst mir Deinen Besuch auf übermorgen, als ich gestern bei Euch war.“ Und bei diesen Worten schaute sie ihr erwartungsvoll in das Antlitz, das von dem scharfen Herbstwinde lebhaft gerötet war.

Wie das Bild der frischesten Jugend erschien Hilda in ihrer herrlichen Gestalt, in der stolzen Schönheit ihrer Züge; aber der sonnige Glanz ihrer Augen war heute umdüstert.

„Wir haben gestern meinen Geburtstag in der fröhlichsten Stimmung gefeiert, Tante Ernestine, wie Leute, denen vom Glück nicht ein einziger Wunsch versagt ist,“ begann Hilda, „aber dem hellen Tage folgte ein dunkler Abend. Mir brachte er ein sorgenreiches Geschenk, das mich heute zu Dir treibt.“

Es wurde lebhaft an die Thür gepocht.

„Laß uns ein andermal davon reden!“ versetzte Ernestine rasch, indem sie ging, um zu öffnen.

Der Prediger trat ein. Auch ihn schien der Anblick Hilda's zu überraschen, und er fügte seinem Gruße sogleich die Frage hinzu, ob sich etwas Besonderes in Ellermoor ereignet habe.

„Es ist gut, daß ich auch Sie hier treffe, Herr Pfarrer,“ entgegnete Hilda, „ich habe heute viel zu fragen, und ich glaube, daß ich von Ihnen und von Tante Ernestine die verläßigste Auskunft erhalten werde.“

„Nimm es mir nicht übel, liebe Hilda,“ erwiderte Ernestine, indem sie dem Prediger verstohlen zunickte, „eigentlich kommt der Herr Pastor heute zu mir, um mir ein Erzeugniß seiner eigenen Muse vorzulesen. Auch Du wirst das Versprochene gewiß gern kennen lernen.“

Doch der Pfarrer, der den Wink nicht bemerkt hatte, erwiderte sogleich lebhaft: „Das eilt ganz und gar nicht, gnädiges Fräulein! Es ist eine plattdeutsche Ballade, Fräulein Hilda, aber sie läuft nicht fort. Bitte, reden Sie zuerst. Was wollten Sie erzählen?“

„Ernste Angelegenheiten sind es, die mich beschäftigen,“ versetzte Hilda, „deshalb verzeihen Sie,

Herr Pfarrer, wenn ich für mich um Gehör bitte. Als ich gestern Abend mit meinem Vater allein war, legte er ein Papier vor mich hin und sagte: ‚Fast hätte ich's vergessen, Kind; hier ist noch ein Geschenk für Dich.' Ich öffnete und fand eine Urkunde, durch welche mir ein Platz im Kloster Altenhagen verliehen wird. Auf meine verwunderte Frage, welcher Grund meinen Vater veranlaßt habe, mir diese Stelle zuzuwenden, antwortete er, ich könne es ihm nicht verdenken, wenn er für sein einziges Kind auf jede Weise sorge. Er wolle meine Wohnung im Kloster nach meinen Wünschen einrichten, ich möchte sie auf einige Tage beziehen und mich den Förmlichkeiten der Aufnahme unterwerfen; er bezweifle nicht, daß sich ein Abkommen werde finden lassen, nach welchem ich meinen Aufenthalt ganz nach meinem Belieben würde nehmen können. Das alles sagte er in scherzendem Tone und dann verließ er mich mit der Bemerkung, daß ich nicht säumen möge, aus den Vorräten der Burg das auszuwählen, was ich ins Kloster mitnehmen wolle. Ich weiß nicht, Tante Ernestine, wie ich diese ganze Angelegenheit aufzufassen habe; je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wächst meine Unruhe, denn ich bin überzeugt,

daß nur ganz außerordentliche Gründe meinen Vater veranlassen konnten, so zu handeln, und da er mir diese Gründe nicht selber mitgeteilt hat, so will ich ihn auch nicht danach fragen. Aber meine Unruhe kann ich nicht in mich verschließen, sie würde mich mehr bedrücken, als eine schlimme Gewißheit. Ich bitte Dich, Tante Ernestine, laß mich klar sehen in dieser Sache, denn Dir kann nicht unbekannt sein, welche Erwägungen hier bestimmend waren."

„Warum willst Du Dich nicht bei dem beruhigen, Kind, was Dein Vater Dir sagte?" versetzte Ernestine, „seinen Sohn hat Dein Vater verlieren müssen, Du allein bist ihm geblieben. Ist es nicht natürlich, daß er von Deiner Zukunft auch den leisesten Schatten entfernt sehen will? Stellt Dein Vater Dir nicht selber frei, Deinen Aufenthalt zu nehmen, wo Du willst?"

„Ich habe meinen Vater noch niemals zwecklos handeln sehen," entgegnete Hilda, „und wenn der Platz im Kloster für mich nichts als eine bedeutungslose, überflüssige Gabe wäre, so würde mein Vater als ein unbedachter Wirt erscheinen müssen. Du weißt selber, Tante Ernestine, daß eine ausweichende Antwort mich nicht befriedigt; darum laß die Hülle

fallen und zeige mir offen, was ihr mir bisher verborgen habt."

„Hilda," erwiderte Ernestine, „alle menschlichen Verhältnisse sind dem Schicksal unterworfen, auch der Mächtigste und Reichste fühlt seine Macht und oft auch seine Tücke. Könige sind von ihren Thronen gestürzt und dem Elend verfallen — wo giebt es einen Menschen, der sagen könnte: ‚Ich bin über jeden Zufall erhaben?' Du mußt die Sorge eines Vaters verstehen können, der sein Haar ergrauen sieht und der des Tages gedenkt, an welchem sein einziges Kind in der Welt allein stehen wird. Wenn er es Dir auch nicht gesagt hat, so weißt Du doch selbst, daß Du ihm das Liebste auf der Welt bist. Warum willst Du in seinen Handlungen etwas anderes suchen, als zärtliche Fürsorge? Mich däucht, Du thust nicht recht, wenn Du über Deines Vaters Worten grübeln willst."

„Verzeihe, liebe Tante," erwiderte Hilda, „mein Vater selber ist es, der mich zum Grübeln, wie Du es nennst, treibt. Er hat mich stets gelehrt, bei allen Dingen meinen Verstand walten zu lassen und er selbst ist mir hierin immer ein Muster gewesen. Für die Tochter des Besitzers von Ellermoor ist die

Klosterstelle eine unbequeme Fessel; wenn mein Vater aber sich genötigt sieht, für sein einziges Kind eine Zuflucht im Kloster zu suchen, so" — ihre Stimme bebte bei diesen Worten, so sehr sie auch rang, fest zu erscheinen — „so kann mein Vater nicht mehr Besitzer von Ellermoor sein."

„Hilda!" rief Ernestine erschreckt, „welcher Gedanke! Deinen Vater haben in den letzten Jahren Verluste getroffen, aber die erschüttern einen so großen Besitz nicht! In der ganzen Umgegend rühmt man die ausgezeichnete, sparsame und kluge Verwaltung von Ellermoor, sowohl seiner Felder als seiner Forsten. Die Ordnung der Welt müßte sich ja umkehren, wenn ein Wirt von solchen Grundsätzen seinen Untergang finden könnte!"

„Ich bin an den Arbeiten im großen Moor vorüber geritten, nicht einmal, sondern fast täglich," entgegnete Hilda, „ich habe mir von dem Oberverwalter sagen lassen, wie viele Menschen dort thätig gewesen sind und wie lange und ich erschrak vor den Summen, die meine Rechnung ergab. Mein Vater hat die große Arbeit unternommen, um die Verluste zu decken, welche von Anfang dieses Jahrhunderts an die Herrschaft Ellermoor getroffen haben. Aber

statt Erleichterung seiner drückenden Lasten zu finden, sind große Summen nutzlos festgelegt und ihre Zinsen fordern sie Tag für Tag. Das Alles habe ich gewußt, doch ich habe mich in Sicherheit einwiegen lassen durch den Gedanken, daß mein Vater ein reicher Mann sei. Aber dieses eine Papier hat mich aufgeschreckt! Jetzt weiß ich auch, warum mein Vater stets auswich, wenn ich mit ihm über die Lage unseres Vermögens reden wollte."

„Wenn er gegen Dich geschwiegen hat," versetzte Ernestine, „so hat er mir eine Auskunft nicht verweigert; er hat mir mit Bestimmtheit gesagt, daß eine unmittelbare Gefahr für ihn nicht vorhanden sei."

„Tante Ernestine!" entgegnete Hilda schmerzlich, „Du hast ihn also gefragt, weil Du ähnliche Sorgen hegtest, wie ich. Auf welche Gründe willst Du Dich nun stützen, wenn Du mir sagst, meines Vaters Besitz sei nicht erschüttert? Verschweige mir nicht, was Du weißt! Ich bin kein Schwächling, ich werde tragen, was Gottes Hand uns auferlegt. Aber wolle mich nicht täuschen, sonst muß ich denken, daß es das Schlimmste ist, was Ihr mir verbergt!"

„Wie Du mich quälst, Kind!" erwiderte Ernestine. „Ich kann nichts mitteilen, was ich selber

nicht weiß, und wenn Du auf alle meine Worte nicht hören willst, was soll ich dann noch thun? Helfen Sie mir doch, Herr Pfarrer! Bezeugen Sie, daß keine Ursache vorhanden ist, den Verlust von Ellermoor zu befürchten!“

„Glauben Sie so etwas nicht, Fräulein Hilda!“ versetzte der Prediger rasch, „Fräulein von Thüring ist vollkommen im Recht. Die Leute reden ja wohl mancherlei, aber darauf muß man nichts geben. Wirklich! Darauf muß man garnicht hören!“

„Die Leute reden schon!“ entgegnete Hilda, „und ich Sorglose wollte an nichts glauben! Als ob nicht von allen Seiten Mahnungen auch an mich herangetreten wären!“

Fragend richtete Ernestine ihre Blicke auf Hilda's Antlitz. „Wie meinst Du das?“ erwiderte sie.

„Als ich nach der Stadt abreisen sollte,“ versetzte Hilda, „sahen wir am Tage zuvor viele Gäste bei uns, mit denen wir in herzlichem Verkehr standen. Wie geht es zu, Tante Ernestine, daß unser Haus jetzt einsam ist? Daß von allen alten Bekannten fast Niemand bei uns einkehrt? Scheuen sie sich, unsere Schwelle zu überschreiten?“

„Die Thatsache ist ja nicht zu leugnen,“ ent-

gegnete Ernestine, „aber sie hat einen andern Grund, als den Du vermutest. Manche, vielleicht die meisten Besitzer in dieser Gegend sind der Welfensache zugethan; Dein Vater steht, wie Du weißt, auf deutscher Seite. Die Gegensätze sind scharf geworden; ist es nicht naturgemäß, daß der freundschaftliche Verkehr aufgehört hat?“

„Aber auch darüber dürfen Sie sich nicht grämen, Fräulein Hilda,“ fiel der Pfarrer ein, „die Herren meinen es im Grunde ihrer Seele gar nicht so böse und ich habe sogar die beste Hoffnung, daß sich das ganze Zerwürfniß bald wieder ausgleichen wird. Es ist wirklich sehr erwünscht, Fräulein Hilda, daß Sie jetzt gerade hier sind. Ich war nämlich gekommen, um dem Fräulein von Thüring Nachricht zu bringen, gute Nachricht. Ja wohl, Fräulein von Thüring“ — er sah, daß Ernestine reden wollte — „ja wohl, sie wollen, wollen gern, und Sie sollen sehen, daß alles noch zur allgemeinen Zufriedenheit enden wird. Die Sache ist nämlich diese, Fräulein Hilda: Vor einigen Tagen ging ich auf den Wunsch von Fräulein von Thüring hinüber nach Hünenberg zu Ihrem Oheim, dem Herrn Kurt und versuchte es, ihm in Betreff des Bruders das Herz zu rühren. Ich

richtete gegen ihn die Worte der Schrift: ‚Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde' 2c. ‚Du sollst Deinem Bruder, der an Dir gesündigt hat' 2c., Josef in Aegypten 2c. — bis ich ihn mürbe gemacht hatte. Ich wollte ihm auch die Drohungen des Herrn gegen die Rachsüchtigen nicht vorenthalten, aber es war nicht mehr nötig; er unterbrach mich und fragte an, ob ich im Stande sein würde, den Freiherrn zu bewegen, an einer Zusammenkunft Teil zu nehmen, um über alle Zerwürfnisse noch einmal zu beraten. ‚Gerade zu diesem Zwecke komme ich her!' sagte ich, und sofort war die Sache erledigt. Sie können es Ihrem Herrn Vater gleich bestellen, Fräulein Hilda! Ich würde übrigens schon früher zu Ihnen gekommen sein, Fräulein von Thüring, aber da der Frost jetzt jeden Tag zu erwarten ist, so dachte ich, ich müßte wohl erst meine hochstämmigen Rosen einlegen. Als Sie mich heute rufen ließen, war ich gerade fertig."

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Nachricht, Herr Pfarrer," erwiderte Ernestine sichtlich erfreut, „auch ich hoffe das Beste von dieser Zusammenkunft. Dich aber, liebes Kind, bitte ich, die Rücksprache mit Deinem Vater mir zu überlassen. Sei so gut, mir morgen Nachmittag einen Wagen zu schicken und

Deinen Vater zu benachrichtigen, daß ich mit ihm zu sprechen wünschte. Und Du, liebe Hilda, gelobe mir, mein gutes Kind, daß Du aufhören willst, Dich mit Schreckbildern zu quälen, die nur in Deiner Einbildung vorhanden sind."

„Wenn ich ruhig werden soll," entgegnete Hilda, „so muß ich klar vor Augen sehen, womit ich zu rechnen habe. Ich fühle Kraft in mir, Schweres zu tragen, aber ich vermag nicht zu träumen und zu hoffen, wo nur kräftiges Handeln Rettung bringen kann. Säume nicht, zu thun was nur in Deiner Macht steht, Tante Ernestine, um eine Versöhnung herbeizuführen. Ich freilich hege keine Hoffnung, und wenn nicht ein besonderer Helfer für uns mit starker Hand eingreift, so fürchte ich, daß der Tag nicht mehr fern sein wird, der einen neuen Besitzer in Ellermoor einziehen sieht."

„Aber Fräulein Hilda!" erwiderte der Pfarrer, indem er die Hände faltete und Hilda vorwurfsvoll anschaute, „haben Sie denn Alles wieder vergessen, was ich Ihnen im Konfirmandenunterricht so fest eingeprägt hatte? Kennen Sie die Worte nicht mehr: ‚Kein Haar von Deinem Haupte' — ‚Der Herr ist mein Hirte' — ‚Wenn ich nur Dich habe' — ‚Be-

fiehl Du Deine Wege' und so manche andere herr=liche Verheißung? Wollen Sie denn Alles allein thun und Gott garnicht sorgen lassen?"

„Herr Pfarrer," versetzte Hilda, „ich habe nie geglaubt, daß Gott meinetwegen Wunder thun wird. Die Gesetze, nach denen er die Welt regiert, sind ewig, wie er selber. Und ich mag mir einreden wollen, was nur denkbar ist, alle künstlich gewonnene Ruhe wird wieder vernichtet, sobald ich an die Ur=kunde denke, die mir den Platz im Kloster sichert, die letzte Zuflucht, an die nicht gedacht wird, bevor Alles, Alles verloren ist. Dieses eine Blatt schlägt jede Hoffnung zu Boden. Tadeln Sie mich nicht, Herr Pfarrer, ich bin keine Verächterin der göttlichen Ver=heißung, aber ich vermag meine Augen auch nicht gegen das zu verschließen, was mit Händen greifbar vor mir liegt."

Bekümmert, erschreckt und zugleich bewundernd hatte Ernestine von Thüring auf Hilda geschaut. „Vor wenigen Monaten," dachte sie, „war Hilda noch ein Kind; jetzt ist sie plötzlich von einem Geiste er=füllt, als wäre sie ein Krieger, der seine Schwelle verteidigt. Es wäre furchtbar, wenn sie die Wahrheit getroffen hätte!"

Wenn Ernestine von Thüring nun auch nicht an das glauben wollte, was Hilda so rückhaltlos ausgesprochen hatte, so fühlte sie sich doch aufs Aeußerste beunruhigt. Sie wünschte das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken und fragte den Pfarrer nach seinen Rosen. Doch nun erinnerte dieser sich sogleich, daß noch einige Stöcke nicht besorgt seien und daß er eilen müsse, heim zu gehen.

Auch Hilda erhob sich und schloß sich dem Pfarrer an.

Sobald sich die Klosterpforte hinter ihnen zugethan hatte, blieb Hilda neben dem Geistlichen stehen.

„Herr Pfarrer," sagte sie, „ich möchte von Ihnen eine Gefälligkeit erbitten."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Fräulein Hilda," versetzte der Pfarrer.

„So gestatten Sie mir, daß ich morgen Nachmittag bei Ihnen einkehre —"

„Das wird mich außerordentlich erfreuen!" erwiderte rasch der Geistliche, „ich werde sogleich meine Frau benachrichtigen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, das nicht zu thun," entgegnete Hilda, „und überhaupt mit

Niemand davon zu reden, daß Sie mich erwarten. Schreiben Sie auch, wenn ich bitten darf, sogleich einige Zeilen an den Oberverwalter Segler und ersuchen Sie ihn um seinen Besuch für morgen Nachmittag, und zwar in einer dringenden Angelegenheit. Ich werde Ihren Brief selber mit nach Ellermoor nehmen."

„Fräulein Hilda," versetzte der Pfarrer überrascht, „ich will das Alles ja herzlich gern thun, aber wird der Herr Freiherr —"

„Mein Vater wird Ihnen keinen Vorwurf machen," entgegnete Hilda ruhig, „dafür bürge ich. Doch lassen Sie uns weiter gehen, damit unsere Unterredung nicht auffällt. Wollen Sie den Brief schreiben?"

„Sogleich," erwiderte der Pfarrer, „bitte, treten Sie so lange bei meiner Frau ein."

„Gestatten Sie," versetzte Hilda, „daß ich mir ansehe, wie Sie Ihre Rosen eingebettet haben." Sie ging in den Garten, der Pfarrer begab sich ins Haus und kehrte bald darauf mit dem Briefe zurück.

„Und nun," sagte Hilda, „bitte, sorgen Sie dafür, lieber Herr Pfarrer, daß ich morgen in Ihrer Gegenwart, sonst aber ganz ohne Zeugen mit dem

Oberverwalter reden kann. Vergessen Sie nicht, Ihre liebe Frau von mir zu grüßen."

Sie ging auf die Scheune zu, welche dem Pfarrhause angebaut war, öffnete die Thür und rief. Sogleich kam Nanna hervorgetrabt und folgte ihrer Herrin, welche auf dem Wege durch den Hagen weiterschritt, auf dem Fuße nach. — Kalt strich der Wind dahin und einzelne schwere Regentropfen fielen aus dengrauen Wolken herab.

Ohne auf ihre Umgebung zu achten, wanderte Hilda mit gesenkten Blicken durch die kahlen Waldbäume dahin. In ihrer Seele bewegte sie nur den einen Gedanken, der sie seit gestern nicht mehr verlassen hatte, den Gedanken an ihren Vater. Nicht für ihr eigenes Schicksal fürchtete sie; wenn die Notwendigkeit es forderte, hätte sie, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, auch zur Arbeit gegriffen; der Gedanke, als thätiges Glied in der unendlichen Reihe schaffender Menschen zu stehen, hatte nichts Bedrückendes für sie, ja, auch den Verlust der heißgeliebten Heimat hätte sie starken und stolzen Herzens ertragen.

Doch wenn sie an die Tage dachte, die über ihren Vater hereinbrechen mußten, dann fühlte sie

ihren Mut aufs Tiefste erschüttert. Er hatte sein ganzes Leben darangesetzt, den alten Familienbesitz zu retten; er hatte in großherziger Weise den elenden Moorbewohnern die Hoffnung erweckt, ihr trauriges Los dauernd zum Besseren zu gestalten; er hatte hochgesinnt mitten unter kleinlichen oder niedrigen Gemütern die Fahne für Kaiser und Reich emporgehoben und hatte kein Opfer gescheut, die Sache des großen Vaterlandes zu fördern. Sollte er nun Alles, wofür er eingetreten war, Alles, woran sein Herz hing, vor seinen Augen vernichtet sehen? Sollte er, dem die Haare unter Arbeit und Sorge ergraut waren, von dem Eigentum seines Geschlechtes vertrieben, aus seinem Wirkungskreise hinausgestoßen und gezwungen werden, um seinen Unterhalt nach unselbständiger Arbeit zu greifen? Und zu allem erdrückenden Leid noch die Sorge um die Zukunft seines Kindes! Denn Hilda wußte sehr wohl, daß, wenn sie auch mit lächelndem Munde ihr Geschick tragen würde, ihres Vaters Herz doch an keiner Wunde schmerzlicher bluten würde, als gerade an dieser.

Ihr Blick flog zurück über ihr vergangenes Leben. Von der Zeit der frühesten Kindheit an war jeder Tag ihr ein Zeuge der zärtlichsten Sorge ihres Vaters

gewesen. Seine Hand war nie ermüdet, ihren Geist zu bilden und ihren Willen zu kräftigen und zu läutern; im kindlichen Spiele schon hatte er sie unmerklich dahin geführt, nur reiner Freude ihr Herz zu öffnen; als sie heranwuchs, hatte er ihr die edelsten Ziele des Lebens gezeigt, und überall war er selber ihr ein Vorbild gewesen, so groß und rein, wie Hilda nie ein anderes im Leben wiedergefunden hatte. Am Leben seiner Tochter hatte der Vater wieder Kraft gesammelt, das eigene Leben zu tragen.

Denn tief durchschnitten war ihm sein Lebensmark, als die Todeskugel das Herz seines einzigen Sohnes traf. Aus den Worten des jüngst verstorbenen Oheims wußte Hilda, welche Hoffnungen der Vater auf den in jeder Hinsicht ausgezeichneten Sohn gesetzt hatte; nur selten hatte sie den Vater von dem Bruder erzählen hören, und mehr als einmal brach ihm die Stimme und er wandte sich ab, ohne zu vollenden, wovon er zu reden begonnen hatte.

Alle Sorge, alle Liebe seines reichen Herzens wandte er nun auf sein Letztes, Einziges, auf seine Tochter. Für Hilda einen reichen Besitz zu sichern, ihr das heimatliche Stammgut zu erhalten, ohne jede

drückende Last, das war fortan das Lebensziel des Vaters geworden.

Und nun war der Augenblick gekommen, wo der Vater nach der letzten Zuflucht, nach der Stelle im Kloster greifen mußte. Die Urkunde, welche er in seiner Tochter Hand gab, war das Bekenntniß, daß ihm die Stürme sein Schiff entmastet, die Wogen sein Steuer zerbrochen hatten; es war das letzte kleine Boot, durch welches er seine Tochter sichern wollte; ihn selber faßte es nicht, er blieb zurück, ein Opfer der vernichtenden Gewalten.

Während Hilda ringsumher nichts als Sonnenschein gesehen, war das Unwetter herangezogen und nicht eher hatte sie die furchtbare Gefahr erkannt, als bis der Blitzstrahl hart neben ihr niederzuckte. Doch nur der erste Augenblick hatte sie in Betäubung gesehen; kraftvoll hatte sie sich aufgerafft und jetzt spähte ihr Blick mutig umher, um die Größe des Unheils zu ermessen und dann vom Himmel bis zur Erde zu forschen, ob nicht irgend eine Rettung zu gewinnen wäre.

O, daß sie selber eingreifen, selber für den bedrohten Vater die Hand erheben könnte! Nichts in der Welt würde ihr zu schwer sein. Ein wunder-

barer Mut durchglühte ihre Brust; sie wußte, daß von dieser Stunde ab die Zeit der Kindheit, der träumenden, glücklichen, unmündigen Jugend hinter ihr lag.

In ihre Gedanken vertieft, war sie den Pfad geschritten, über den die welken Blätter im Winde dahinfuhren. Eine weinende Stimme weckte sie aus dem Kampfe ihrer Sorgen und ihrer Erwägungen auf.

Vor sich sah sie die ersten Häuser des Dorfes Altenhagen. Am Wege stand ein halberwachsenes Mädchen mit einem jüngeren, weinenden Knaben. Ihr bleiches, gelbliches Aussehen, ihre überaus dürftige Kleidung ließ sogleich darauf schließen, daß die Kinder aus Hethendorf sein mußten.

Hilda blieb stehen.

„Du bist ein Knabe und weinst?“ sagte sie verweisend, „Du willst ein Mann werden? Gleich hör auf!“

Verwundert starrte der Knabe sie an; seine Thränen versiegten.

„Was treibt Ihr hier?“ forschte Hilda weiter.

Scheu wollten die Kinder zurückweichen.

„Bleibt!“ gebot Hilda, „habt Ihr Hunger?“

Das Mädchen nickte, der Knabe begann wieder zu weinen.

„Kommt mit mir," sagte Hilda freundlich, „Ihr sollt zu essen haben."

Wenige Häuser weiterhin wohnte der Dorfbäcker, dorthin führte Hilda die Kinder. Die Dorfjugend sammelte sich und staunte über das gnädige Fräulein, dem das Roß und die beiden Kinder nachfolgten.

Hilda ging ins Haus, die Hethendorfer blieben draußen stehen und blickten scheu auf die Dorfkinder; aber diese kümmerten sich nicht um die Fremden, das schöne weiße Pferd reizte ihre Neugier mehr. Ein Junge lief und holte Heu und Alle standen und schauten, wie Nanna dasselbe verzehrte.

Die Bäckersfrau brachte ein Brod, gab es dem Mädchen und sagte ihm, übermorgen könne es wiederkommen und wieder ein Brod holen. Gierig griff das Mädchen zu und lief mit dem Bruder davon.

Auf die Schwelle des Hauses war des Bäckers Töchterchen getreten, ein rotwangiges Kind mit den herrlichen blauen Augen, welche man bei dem Bewohner der Haide so oft findet. Das Kind hielt ein Wickelpüppchen und bemühte sich mit ungeschickten Fingerchen, sein Püppchen in die blaue Hülle einzuwickeln. Freundlich klopfte ihm Hilda auf die Wangen.

Das Kind reichte ihm ihr Püppchen und Deckchen und sagte: „Es geht nicht!“

Aus dem Schweif ihres Rosses zupfte Hilda ein einzelnes langes Haar und wickelte es um die Hülle. Wie klares Silber glänzte das Haar auf dem blauen Grunde. Freudig lachte das Kind und lief, sein Püppchen der Mutter zu zeigen. Hilda bestieg ihr Roß und sprengte in mäßiger Eile durch das kleine Dorf hin.

Der Weg nach Ellermoor führte zum Teil durch die Haide und gestattete an einer Stelle eine weite Uebersicht der Gegend. Das Auge der Reiterin suchte einen Punkt, der in einiger Entfernung nordwärts lag; es war jene Bodenerhebung, von wo die Hünengräber in das Land herniederschauten. Dort haftete ihr Blick, eine leichte Röte flog über ihre Wangen und ihr Busen pochte höher. Der Ernst ihrer Züge wich einem freundlichen Ausdrucke, der sobald nicht verschwand; ihre Gedanken weilten bei einem Gegenstande, der ihr lieb war.

An jene Stunde dachte sie wieder, als sie mit Siburg dort oben stand; an jedes Wort erinnerte sie sich, das sie mit einander gesprochen hatten. Als sie seine Lippen auf ihrer Hand fühlte, da war sie

ihm scheu entflohen, doch ihre Gedanken waren bei ihm zurückgeblieben, und bald sehnsüchtig, bald zürnend hatte sie jeden Tag auf den Weg geschaut, auf welchem sie von einer Stelle des Burgwalles aus ihn auf dem Rappen heransprengen sehen konnte.

Mehrere Tage waren vergangen; warum kam er nicht? Sonst war er täglicher Gast, und die längere Trennung machte Hilda es fühlbar, wie lieb er ihr geworden war. Im Geiste saß sie bei traulichem Lampenschein ihm gegenüber am flackernden Kaminfeuer, sie hörte seine klangvolle Stimme, sie folgte seinem reichen Geiste auf Gebiete, die ihr eine bisher unbekannte, schöne Welt zur Anschauung brachten, sie lauschte seinem Gesange, seinem meisterhaften Spiel; am schönsten aber war es, wenn sie neben ihm am Klavier stand und ihre Stimmen ineinanderschmolzen.

Glückliche Stunden! Was von Allem, das die Heimat bot, hätte sich mit ihnen vergleichen lassen?

Nur eine einzige Stunde war noch schöner gewesen, die Stunde, in der sie Beide dort oben an dem ragenden Grabmal standen. Nie empfundene, angstvolle Wonne hatte Hilda's Herz durchzittert; sie hatte ihr Auge wegwenden müssen, damit es nicht

zum Verräter dessen wurde, was ihre Brust höher schlagen ließ. Fliehen mußte sie vor ihrem Begleiter; und doch zog es sie unwiderstehlich zu ihm zurück. Als sie aber an jenem Abende vor dem Walle der Burg ihre Nanna anhielt und sich umschaute, da war sie allein. Lange hielt sie dort und wartete, Trauer und Sorge durchzitterten ihren Sinn, und fast wäre sie umgekehrt, in der Haide seinen Namen zu rufen.

In jeder Stunde hatte sie seiner gedacht. Warum kam er nicht?

Vielleicht war es die Erinnerung an jenen Abend, die sie antrieb, im raschesten Laufe ihres Rosses den einförmigen Weg zurückzulegen. Unvergleichlich war das edle Tier in der Leichtigkeit aller seiner Bewegungen. In jeder Gangart flog Nanna wie ein Vogel dahin, und auch bei langer Anstrengung zeigte sie keine Ermüdung. Mit der Schwalbe wetteiferte sie in der Geschwindigkeit, und nur von Baldur, dem herrlichen Leibrosse des Freiherrn, wurde Nanna im Laufe übertroffen.

Der Abend war nahe, als Hilda durch das Burgthor sprengte. Auf dem Hofe stieg sie ab, klopfte freundlich Nanna's Hals und überließ sie dann

sich selbst; auch ohne Führer wußte Nanna ihren Ruheort zu finden.

Hilda trat ins Haus ein und stieg die Treppe hinauf; eine Stimme klang in ihr Ohr, welche ihr Herz rascher schlagen ließ. Sie beschleunigte ihre Schritte, auf dem Vorplatze trat ihr Siburg entgegen.

Kurz klang von beiden Seiten das Wort, mit dem sie sich begrüßten, ihre Blicke aber ruhten in einander und verhehlten die Freude nicht, welche das Wiedersehen den Herzen schuf.

„Ich war im Begriffe, wieder in den Bügel zu steigen, mein gnädiges Fräulein," sagte Siburg, „da ich hörte, daß Niemand daheim und der Herr Freiherr vorerst nicht zu erwarten sei. Ich freue mich sehr, Sie begrüßen zu können."

„Warum wollen Sie so eilen?" entgegnete Hilda, „Ihr Pferd muß schon in den Stall geführt sein, ich sah es nicht. Wollen Sie nicht eintreten?"

Das ablehnende Wort zu sprechen, wurde Siburg sehr schwer, und doch sprach er es aus, da man ihm gesagt hatte, daß der Hausherr noch länger abwesend sein würde.

„Sie haben sich mehrere Tage lang nicht sehen lassen," fuhr Hilda fort, „hoffentlich sind Sie von

unserm gemeinschaftlichen Spazierritt ohne Unfall heimgekehrt."

„Ich mußte suchen," versetzte Siburg, „bis ich in der Dunkelheit, die so rasch hereinbrach, zu meinem Hause zurückfand. Der Weg ist mir nicht lang geworden, meine Gedanken hatten ein begehrtes Ziel."

„Als ich die Burg vor mir auftauchen sah," erwiderte Hilda, „war ich überrascht, Sie nicht mehr an meiner Seite zu finden."

„Sie entschwanden vor meinen Augen," entgegnete Siburg; „wie ich auch spähte, keinen Schimmer mehr konnte ich von Ihnen entdecken."

„Ich dachte," versetzte Hilda, und ihre Stimme klang leiser, „kein Hinderniß hätte Sie zurückhalten können. Am Thore hielt ich und erwartete Sie."

„Und ich wandte mein Roß heimwärts!" erwiderte Siburg, „und in meinem einsamen Hause habe ich lange Stunden darüber gesonnen, ob ich vielleicht ein Wort geredet haben könnte, mit dem Sie unzufrieden gewesen wären."

Das anmutigste Lächeln spielte um Hilda's schönen Mund, der in diesem Augenblicke allen seinen Stolz hatte schwinden lassen. „Kennen Sie mich so wenig?" fragte sie, und in ihrer Stimme lag ein

weicher, bestrickender Ton, unter dessen Macht Siburgs Herz zitterte, „konnten Sie wirklich denken, daß ich Sie hätte verlassen wollen? Bin ich Ihnen so wankelmütig erschienen?“

„Schelten Sie mich! Ich war ein Thor,“ entgegnete Siburg, „aber nur einmal will ich's gewesen sein. Was ich von Ihnen gedacht habe, das werden Sie wissen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich jeden Abend an jenen Grabhügeln gestanden und gewartet habe, ob Sie wiederkämen.“

Hilda schwieg. Sie konnte nicht verraten, daß auch sie daran gedacht hatte, wieder zu der Stelle hinaufzureiten, die jetzt für sie noch eine neue Bedeutung gewonnen hatte.

Sie waren so süß, diese Augenblicke, die ihnen ein freundlicher Zufall schenkte, und sie waren so kurz.

„Darf ich in den nächsten Tagen wiederkommen?“ fragte Siburg, indem er sich zum Gehen wandte.

„Sie wissen selber,“ entgegnete Hilda, „daß Sie uns zu jeder Stunde ein willkommener Gast sind.“ Und indem sie ihm die Hand reichte, fügte sie hinzu: „Der Abend ist nahe. Wollen Sie mir versprechen, nicht durch das Moor zu reiten?“

Siburg drückte die Hand an sein Herz. Als er

auf seinem Rappen saß und durch das Thor ritt, wußte er kaum, was er geantwortet hatte.

Tiefe Dunkelheit lag auf der Haide und kalt wehte der Regenwind, als im Thore der Burg der Hufschlag Baldurs erklang, der den Freiherrn heimtrug. Der Diener, der ihn begleitet hatte, führte die Rosse fort; der Freiherr näherte sich dem Wohngebäude, dessen Fenster bis auf Eins längst nicht mehr erleuchtet waren. Als er die Thür öffnete, trat der Oberverwalter Segler ihm entgegen.

Der Freiherr stutzte. „Sie sind noch hier!“ sagte er hastig, „es hat sich doch nichts Schlimmes ereignet?“

„Alles ist in der besten Ordnung,“ versetzte der Oberverwalter zuvorkommend, „aber da Sie, Herr Freiherr, noch nicht heimgekehrt waren, wollte ich mich nicht zur Ruhe begeben. Jetzt jedoch gestatten Sie mir, daß ich Ihnen gute Nacht wünsche.“

In herzlicher Weise streckte der Freiherr dem Oberverwalter die Hand entgegen.

„Haben Sie Dank für den freundlichen Empfang,“ sagte er; „wenn Sie nicht ermüdet sind, so opfern Sie mir noch ein halbes Stündchen und leisten Sie

mir bei einem Glase Wein Gesellschaft. Welche Stunde haben wir?“

„Es wird bald Mitternacht sein,“ erwiderte Segler, „Sie müssen scharf geritten sein; der Zug von Hamburg kommt doch erst gegen zehn Uhr auf der Station an.“

„Baldur wußte, daß es heimwärts ging, ich ließ ihm die Zügel,“ entgegnete der Freiherr. „Ich hatte meine Freude daran, mit welcher unbedingten Sicherheit das edle Tier den Weg fand, obwohl es schließlich so dunkel wurde, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte.“

Die Männer begaben sich in das Zimmer des Freiherrn; Letzterer vertauschte die Reisekleider mit einem bequemen Hausgewande; den Diener, der Wein gebracht, sandte er zur Ruhe.

„Haben Sie angenehme Reisegesellschaft auf Ihrer Eisenbahnfahrt gehabt?“ fragte Segler, indem er die Gläser füllte.

„Kaum weiß ich,“ erwiderte der Freiherr, „ob ich allein oder in Gesellschaft fuhr. Doch ja, ein junges Mädchen saß mir gegenüber, das einen Brief immer wieder las und dabei aufs freudigste lächelte. Wo es ausstieg, weiß ich nicht, es war meinen

Augen plötzlich entschwunden, und das that mir leid; sein glückliches Gesichtchen war ein so wohlthuender Anblick."

„Vielleicht ein Bräutchen, die zu ihrem Schatz reiste," versetzte der Oberverwalter.

„Mag sein," entgegnete der Freiherr, „meine Gedanken irrten in der Wüste der Geschäfte umher; dieses freundliche junge Wesen war eine Blume, deren Anblick mich erquickte."

„Gewiß darf ich annehmen," bemerkte Segler, „daß Sie gute Preise für Roggen und Hafer erzielt haben."

„Recht gute," versetzte der Freiherr, „der Hafer brachte sogar — doch lassen wir heute die Geschäfte, sie haben mich schon genug gequält." Er leerte hastig sein Glas und schritt dann im Zimmer auf und ab.

„Auf einer Fahrt von Kiew nach Odessa," erzählte Segler, „saß ich im Eisenbahnwagen zusammen mit zwei jüdischen Handelsleuten aus einer kleinen südrussischen Stadt. Der eine der beiden Väter hatte seinen Sohn, der Andere seine Tochter bei sich. Nach den lebhaftesten Unterhandlungen über Kleider, Silber, Gold und ähnliche Dinge verlobten sie ihre Kinder

mit einander, Jakub schenkte seiner Mirjam einen goldenen Verlobungsring und die Freude war groß. Aber noch war die Eisenbahnfahrt nicht zu Ende, da hatten die beiden Väter die Verlobung schon wieder aufgehoben. Doch nun wollte Mirjam den Ring nicht wieder herausgeben, den sie als ein von der Verlobung unabhängiges Geschenk angesehen wissen wollte; es kam zu heftigen Streitigkeiten, bis die Gesellschaft endlich den Zug verließ. Draußen aber, glaube ich, haben sie die Verhandlungen noch mit den Fäusten fortgesetzt. Die ganze Begebenheit war dazu angethan, sich mehrmals dabei todt zu lachen."

„In der That," erwiderte der Freiherr zerstreut, „das mußte sehr spaßhaft sein. Bitte, erzählen Sie doch."

Der Vorrat des Oberverwalters an scherzhaften Geschichten war unerschöpflich. Oft genug schon war es ihm gelungen, des Freiherrn Sorgen, so dunkel sie auch waren, zu zerstreuen. Heute aber blieben seine Bemühungen vergebens; der Freiherr hörte offenbar nicht, was Segler redete; überschwer mußte die Last sein, die den kraftvollen Geist dieses Mannes zusammenbeugte.

Während der ganzen Unterredung hatte Seglers scharfes Auge den Freiherrn genau beobachtet, und

während sein Mund Scherze erzählte, hatte sein Geist Schlüsse auf einem ganz andern Gebiete gezogen.

Jetzt schwieg er, griff nach seinem Glase und leerte es.

Doch der Freiherr füllte es wieder, rasch und mit unsicherer Hand, als fürchtete er, daß Segler sich entfernen würde.

„Was haben die Gespanne heute verrichtet?“ fragte er dann und schaute groß auf, als erwachte er aus einem Traume.

„Am Kreuzhügel haben sie alle gepflügt,“ erwiderte der Oberverwalter, „die ganze Breite ist zur Frühjahrsbestellung fertig; wir werden nun daran denken können, die Bearbeitung des Neulandes an den Mergelgruben in Angriff zu nehmen.“

Traurig schüttelte der Freiherr das Haupt. „Was nutzt alle Mühe?“ sagte er, „auf diesen Schlag wird meine Hand keine Saat mehr ausstreuen!“

Unverwandt ruhten Seglers Blicke auf der gebeugten Gestalt vor ihm. Dann fragte er: „Wie soll ich das verstehen, Herr Freiherr?“

„Daß ich am Ende meiner Arbeit angekommen bin!“ rang es sich aus der Brust des Freiherrn herauf. „O, es ist furchtbar! Und doch, wenn ich

ein ehrlicher Mann bleiben will, doch darf ich nicht länger schweigen. Es ist aus mit mir, lieber Freund! Ich habe Nichts, Nichts mehr! Auf dem Boden, auf dem mein Geschlecht Jahrhunderte gesessen, kann ich nicht einen einzigen Baumstamm mein Eigentum nennen!“

„Das ist ein schweres Wort!“ entgegnete Segler, und der Ton verriet, daß auch er der ergreifenden Gewalt dieses Augenblickes sich nicht zu erwehren vermochte. „Ein solches Wort spricht man nicht aus, bevor man nicht die unabwendbare Notwendigkeit vor sich sieht.“

„Die sehe ich,“ versetzte der Freiherr, „ich fühle ihre kalte Hand. Schritt für Schritt habe ich mit ihr gerungen; jetzt bin ich ein müder, wehrloser Mann, den der übermächtige Gegner zu Boden wirft.“

„Sie beehren mich mit Ihrem besondern Vertrauen, Herr Freiherr,“ erwiderte Segler, „gestatten Sie mir deshalb die Bitte, ehe Sie Ihr letztes Wort sprechen, auch meine Ansicht hören zu wollen. Ich habe an vielen Orten mannigfache Erfahrungen gesammelt, ich habe aus verzweifelten Lagen mehr als einmal den glücklichen Ausweg gefunden. Von meiner unbedingten Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen,

können Sie fest überzeugt sein, und dringend bitte ich Sie, mir einen Einblick in Ihre Verhältnisse zu gestatten; vielleicht findet mein Auge noch einen Ausweg, der Ihren Blicken entgangen ist. Ich kann mir nicht denken, daß alle Hülfsquellen Ihrer großen Herrschaft schon so vollständig erschöpft sein sollten, wie Sie andeuten."

„Warum soll ich Ihnen verschweigen," versetzte der Freiherr schmerzlich, „was bald die Welt erfahren muß? Sie haben mir längst die Beweise geliefert, daß Sie ein kluger Mann sind, Sie haben auch warmen Anteil an meinem Geschick gezeigt; ich bedenke mich nicht einen Augenblick, Ihnen meine Lage offen darzulegen. Wollen Sie Ihren Scharfsinn für mich anstrengen, so werde ich Ihnen Dank wissen, aber Hoffnung hege ich nicht mehr."

Aus seinem Schreibtische nahm er ein Blatt Papier, er nannte dem Oberverwalter alle Summen, welche die Herrschaft belasteten; er verzeichnete, was er als Schuld vorgefunden, was er aufgenommen, den Wohlstand seines Bruders zu begründen, was er zu den Arbeiten im Moor verwendet hatte. Dann zog er die Summe; sie belief sich auf viel mehr als eine Million.

„Sie sehen," sagte er zu dem Oberverwalter, „daß ich nicht mehr Eigentümer meiner Güter bin. Die ungewöhnlich reiche Ernte dieses Jahres und die guten Preise, welche ich beim Verkauf unserer Früchte erzielt habe, setzen mich in Stand, die Zinsen noch auf sechs Monate zu bezahlen und ebenso lange meine Wirtschaft und meinen Haushalt weiter zu führen. Was dann aber werden soll, wenn ich den letzten Pfennig dieses letzten Geldes ausgegeben habe — ich weiß es nicht!"

„Und doch würde ausreichende Hülfe in unmittelbarer Nähe zu finden sein," entgegnete Segler, „die großen Buchenwälder der Herrschaft Ellermoor sind eine halbe Million wert —"

„Halt, mein Freund!" erwiderte der Freiherr, „Sie vergessen, daß diese Wälder nicht mehr mein Eigentum sind; sie bilden die Deckung für die Summen, mit denen ich selber die Herrschaft belastet habe, ich vermag nicht mehr über sie zu verfügen, sie sind außer Rechnung gestellt. Glauben Sie, daß ich diese Frage nicht schon selber in Erwägung gezogen habe?"

„Wie mir scheint," versetzte der Oberverwalter, „sind Sie übermäßig bedenklich in der Ausnutzung derjenigen Hülfsmittel, über welche zu verfügen Ihnen

unzweifelhaft zusteht. Warum soll ein Teil des Wertes, der in den Waldungen steckt, nicht der Wirtschaft zu Hülfe kommen? Sie werden allen Ihren Verbindlichkeiten vollauf genügen können, sobald es uns gelingt, für den großen Kanal einen Abfluß zu gewinnen."

„Glauben Sie," entgegnete der Freiherr, „daß Herr von Lange den unglückseligen Streifen Landes jemals an irgend einen Besitzer von Ellermoor verkaufen wird?"

„Das ist nicht anzunehmen," erwiderte Segler.

„Nun," versetzte der Freiherr, „so ist mit dieser Thatsache jeder Zweifel beseitigt. Für die Sicherstellung der Summen, welche man mir geliehen, haftet meine persönliche Ehre; wollte ich Werte angreifen, welche in dieser Weise voll verpfändet sind, so würde ich aufhören, ein ehrlicher Mann zu sein, und das werden Sie nicht von mir verlangen wollen."

„Wenn die Herrschaft zur Versteigerung gelangte," entgegnete Segler, „so könnte es sich ereignen, daß die Höhe der Belastung nicht durch das Gebot erreicht würde; der letzte Gläubiger hätte dann Verluste zu erleiden. Gewinnen Sie aber, Herr Freiherr, die

Mittel die Wirtschaft weiter zu führen, so ist gegründete Hoffnung für die Ausführung der großen Entwässerungsarbeiten vorhanden. Wollen Sie Verluste Ihrer Gläubiger verhüten, so scheint mir der letzte Weg der sicherste zu sein. Kein Geschäftsmann in der Welt kann es vermeiden, wenn er gewinnen will, zu wagen, und wer hierüber einen Tadel aussprechen wollte, der würde unbillig handeln."

„Sie berücksichtigen nicht," versetzte der Freiherr, „daß der Geschäftsmann sein eigenes Vermögen an sein Spiel wagt, ich aber müßte fremdes Geld auf eine Karte setzen, die nur unter ganz besonders günstigen Umständen gewinnen könnte. Lassen Sie uns diesen Punkt nicht weiter berühren; ich will Ihre Anschauungsweise nicht tadeln, sie ist Gebrauch der Welt, doch ich kann mich nicht zu ihr bekennen."

Schweigen folgte diesen Worten; die Gedanken aber der Männer, so verschieden sie auch von einander waren, ruhten nicht.

„Zu Ostern," begann der Freiherr wieder, „muß Alles beendet sein. Auch Ihre Thätigkeit an diesem Orte, lieber Freund, dauert nur bis zu jenem Ziele. Wollen Sie mir nun noch einen ganz besondern Liebesdienst erweisen, so helfen Sie sorgen, daß ich

einer Versteigerung aus dem Wege gehe, es muß ein Verkauf aus freier Hand stattfinden. Mein Bruder in Hünenberg wäre der Nächste, an den man denken könnte, aber er besitzt nicht die Mittel, sich einen so schwer lastenden Besitz zu erhalten; der Ankauf der Herrschaft würde sein Verderben sein, darum muß mein Bruder ausgeschlossen bleiben. Verkaufen Sie, an wen Sie wollen, nur nicht an den Herrn von Lange und seine Genossen."

„Ich hoffe," entgegnete Segler, „daß der Tag dieses Verkaufes niemals erscheinen wird."

„Für mich waltet kein Zweifel mehr," versetzte der Freiherr düster, „ich will mich nicht von Ereignissen überraschen lassen, die Anforderungen an mich stellen könnten, denen ich nicht gewachsen wäre. Ich stelle keine bestimmte Frist; verkaufen Sie morgen, wenn die Gelegenheit günstig ist, ich bin jeden Tag bereit, den Platz zu räumen. An einer Bedingung nur möchte ich, wenn irgend die Möglichkeit vorliegt, festhalten, sollte ich auch andere Vorteile darum opfern müssen."

Er schwieg und eine so tiefe Bewegung malte sich auf seinen Zügen, daß Segler zögerte, die Frage nach dieser Bedingung auszusprechen.

„Der Käufer mag Alles nehmen," begann der Freiherr wieder, „auch die ganze Einrichtung der Burg soll, wenn er es wünscht, ihm gehören; ich könnte sie ja doch nicht nutzen, und ich könnte sie, wenn ich Ellermoor verlassen muß, auch nicht mehr vor Augen sehen. Mein Eigentum aber, zu meiner freien Benutzung, muß die Familiengruft bleiben. Nehmt alles Andere, nehmt mir das Kleid vom Leibe, aber diesen Platz laßt mir!"

„Herr Freiherr!" entgegnete Segler, „so lange Gott Ihnen das Leben schenkt, wird kein fremder Besitzer auf Ellermoor gebieten!"

„Sind Sie allmächtig?" erwiderte der Freiherr, „Ihr Wort klingt bitter, wenn ich bedenke, daß die Kündigung meiner letzten Anleihe mich schon morgen aus meinem Hause treiben könnte. Es war ein ungewöhnlich günstiger Zufall, daß mein Agent in Hamburg mir heute die bestimmte Erklärung abgeben konnte, man würde mich nicht drängen."

„In diesem Punkte haben Sie Nichts zu befürchten, Herr Freiherr," antwortete Segler.

„Sie sind ein vertrauensseliger Mann, lieber Segler," versetzte der Freiherr. „Ich hoffte so viel nicht, mir war es ein unerwartetes, großes Geschenk,

als man mir sagte, daß eine vorzeitige Kündigung nicht stattfinden würde. Aber ungeachtet aller Mühe habe ich nicht in Erfahrung bringen können, aus wessen Tasche die Gelder geflossen sind, die mein Agent, der selber nicht reich ist, mir unter so günstigen Bedingungen verschafft hat."

„Wäre der unbekannte Darleiher nur Geschäftsmann," entgegnete Segler, „so würde er mehr geschäftsmäßig gehandelt haben."

„Eine besondere warme Teilnahme, so meinen Sie, müßte ihn bewogen haben, großmütig gegen mich zu sein," versetzte der Freiherr. „Auch ich bin auf diesen Gedanken gekommen, aber vergebens durchmusterte ich die kleine Zahl derer, die mir noch aufrichtige Genossen geblieben sind; es ist Niemand unter ihnen, der größere Mittel flüssig hat. Ich habe mir einreden wollen, daß mein Bruder Kurt mir heimlich zu Hülfe komme, aber ich muß leider zugeben, daß diese Annahme mehr durch meinen Wunsch als durch Thatsachen begründet ist."

„Herr Kurt ist nicht Ihr Freund," erwiderte Segler, „aus seiner Hand stammen die Gelder nicht."

„Ich beklage tief, Ihnen nicht widersprechen zu können," entgegnete der Freiherr. „Mich wundert

aber, daß auch Sie über diese Gelder nichts Näheres zu sagen wissen. In andern Fällen hatte mich mehr als einmal der Scharfsinn überrascht, mit dem Sie aufzuspüren verstehen."

Der Oberverwalter schwieg und trommelte leise mit den Fingern auf dem Tische.

Der Freiherr wurde aufmerksam. „Sie antworten nicht," sagte er, „sollten Sie über Nachrichten verfügen, die Sie mir nicht mitteilen wollen? Kennen Sie den Darleiher?"

„Ich kenne ihn," erwiderte Segler.

„Wenn nicht zwingende Gründe Sie verhindern," versetzte der Freiherr rasch, „so bitte ich Sie dringend, mir den Mann zu nennen. Wer ist es?"

„Herr Freiherr," entgegnete der Oberverwalter, „ich bin es."

„Sie, Herr Segler?" erwiderte der Freiherr in großer Ueberraschung, „Sie haben mir diese Gelder vorgestreckt? Aber was hat Sie dazu bewogen?"

„Herr Freiherr," antwortete Segler, „jahrelang haben Sie mir einen Platz unter Ihrem Dache gegeben, Sie haben mich an ihren Arbeiten, an Ihren Sorgen und Ihren Freuden teilnehmen lassen, Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir Zutritt zu Ihrem

Familienkreise zu gewähren; ich müßte kein menschliches Gefühl in mir tragen, wenn ich nicht Anhänglichkeit an Sie gewonnen haben sollte."

„Ihre Worte sind mir eine herzliche Freude," versetzte der Freiherr, „sie beweisen mir, daß mein Urteil über Sie ein richtiges war. Ich habe stets in Ihnen nicht allein den klugen und reich erfahrenen Mann, sondern auch den aufrichtigen Charakter geschätzt. Für Ihre edelmütige Hülfe bin ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet; ich bedaure jedoch, daß Sie Ihr Opfer auf den Altar einer verlorenen Sache gelegt haben."

„Daß ich für Sie eintrat, Herr Freiherr," entgegnete Segler, „ist ein Beweis, daß ich Ihre Sache keineswegs für verloren halte. Ihre Hypotheken stehen so sicher, daß nur ein Thor daran denken könnte, sie einziehen zu wollen; an die Kündigung der angeliehenen Gelder werden Sie, so hoffe ich, jetzt nicht mehr denken; die Mittel zur Bewirtschaftung Ihrer Güter halten Sie in Händen; warum können wir nun die Dinge nicht ruhig mit ansehen und abwarten, ob nicht irgend ein glücklicher Zufall den Riegel freiläßt, der doch auch nur ein Zufall vor-

geschoben hat? Jedenfalls darf von einem Verkauf jetzt nicht mehr die Rede sein."

„Sind die dargeliehenen Summen Ihr Eigentum?" fragte der Freiherr.

„Ein alter Oheim, den ich einmal beerben werde, hat sie mir vorgestreckt," erwiderte der Oberverwalter. „Er wird sie nie zurückfordern, denn er bedarf ihrer nicht."

„Sie ließen mir die Gelder durch meinen Makler zugehen," sagte der Freiherr, „warum wandten Sie sich nicht gleich offen an mich?"

„Ich fürchtete," entgegnete der Oberverwalter, „daß Sie, Herr Freiherr, mich zurückweisen würden."

Sinnend schaute der Freiherr vor sich hin, dann sagte er: „In Ihre zuversichtliche Hoffnung vermag ich freilich nicht einzustimmen, aber ich habe doch nun die Aussicht vor mir, daß ich meine Angelegenheiten nach meinem eigenen Willen werde ordnen können; und wenn mein Schicksal in einer fremden Brust so opferwillige Teilnahme erweckt, so deckt diese Thatsache in meinem Herzen manche bittere Wunde zu, welche die Hände nahestehender Genossen mir schlugen."

Er stand auf und bot dem Oberverwalter die Hand.

„Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, lieber Freund," sagte er, „in dieser Stunde ist seit langer Zeit wieder der erste Lichtblick in meine Seele gefallen." —

Als Segler das Zimmer des Freiherrn verließ, dachte er bei sich: „Die Dinge treiben rascher, als mir lieb ist. Vorläufig habe ich die Entscheidung aufgehalten, aber jeder Zufall kann sie herbeiführen. Will ich Mann am Steuer bleiben, so muß ich danach trachten, daß ich in den nächsten Tagen mein Schiff in den Hafen bringe."

Achtes Kapitel.

Hilda.

„Es ist entschieden, dem Himmel sei Dank! Jeder Zweifel ist aus meiner Brust gewichen, und auf jede Deiner strengen Fragen, die Du mir als Prüfung auferlegt, vermag ich mit einem freudigen Ja zu antworten. Wie froh vermag die Brust zu atmen, die keine Zweifel mehr kennt! Wie freudig wogt die Lebensflut in einem Herzen, dem die Hoffnung mit der schönsten Verheißung genaht ist.

„Warum sträubte ich mich doch so lange, das zu bekennen, was trotz aller Verleugnung heimlich mein höchstes Glück war! Seit jenem Abend, wo ich Hilda auf der Haide sah, haben meine Gedanken nicht mehr von ihr lassen können, seit jener Stunde hat sie als Königin in meinem Herzen gethront, ich habe ihr gehuldigt als ihr treuester Diener, ich habe

auf sie gehofft, wie der Gefangene auf die Stunde seiner Erlösung hofft. Und doch wollte ich ihren Namen nicht nennen, wollte mir einreden, ich wanderte nach freiem Willen auf dem selbstgewählten Pfade, da ich doch nur der Spur ihres Fußes nachging.

„Lange habe ich mich gesträubt, mein Haupt zu beugen; wenn ich auch wußte, daß ich gegen eine Macht ankämpfte, vor der meine Kraft zergehen mußte, wie die Schwinge von Wachs vor der Sonne hinschmilzt, so habe ich doch immer wieder mich selbst zum Streit getrieben, wenn die Hand längst schon verzagend niedergesunken war. Mit jedem Tage fühlte ich meine Niederlage mehr, und doch kannte ich kein schöneres Glück, als Besiegter zu sein, es wurde vollkommen, als unter den Ketten, die mich umwanden, — wie süß waren sie! — der letzte Hauch meines widerstrebenden Willens dahinstarb. Wenn die Liebe ein Joch ist, so giebt es kein höheres Erdenglück, als ihre Fessel zu tragen.

„Du wirst mich verspotten! Ich war ein Kämpfer von unerschütterter Zuversicht, und nun rühme ich mich meiner Niederlage. Doch mußt Du wissen, daß ich viele bange Stunden gekannt habe, in denen

Welt und Zukunft nur in dunkler Nacht vor mir lagen. Wenn meine Hoffnung mich verließ, wenn eine höhnische Stimme mir zuraunen wollte, daß Hilda für mich nur ein glänzender Stern sei, den ich anbeten, den ich mit Entzücken anschauen, aber nie mein eigen nennen könnte, dann fühlte ich mich jener trostlosen Verzweiflung nahe, welche zürnend fragt: Warum muß ich mein Leben tragen? Worauf soll ich bauen, wenn statt des festen Grundes, den ich begehrte, mir nur eine öde Leere von allen Seiten entgegenstarrt?

„Ich habe sie kennen gelernt, diese bitteren Stunden, und wenn ich Unrecht that, daß ich ein Glück nicht anerkennen wollte, das eine so königlich freigebige Hand mir in meinen Weg trug, so sind meine Zweifel mir genugsam Strafe gewesen. Nur eine einzige Stunde trostlosen Verzagens, in welchen Abgrund stürzt sie uns hinab!

„Nun liegt Alles hinter mir. Nun weiß ich, daß meinem Leben keine andere Sonne scheinen kann, als Hilda's wunderbares Auge. Ob ich ein Seliger oder ein Verstoßener sein soll, ob ich mit trunkenem Munde meine Stunden preisen oder ob ich verzweifelnd, vernichtet nach dem ewigen Dunkel spähen

soll, in welchem jede Qual erlischt, das entscheidet Hilda's Wort.

„Aber der elendeste aller Menschen würde ich sein, wenn neben dieser meiner Erkenntniß nicht auch die Hoffnung stände. Wenn es wahr ist, daß das Auge verrät, was im Herzen sich bewegt, so ist Hilda's Liebe mein. In jener Stunde, als sie auf der Haide neben mir stand und unsere Herzen über=quollen von ihrer ungestümen Flut, da war ich noch nicht aller Zweifel frei, ich Thor, der ich nicht ver=stehen wollte, was ihr Blick mir doch so offen sagte. Mir geschah recht, daß sie dem zaghaften, dem Zwei=felnden entfloh. Selige Gewißheit aber gewann ich gestern Abend. Wie kurz war der Augenblick, wie flüchtig die Worte, und welche Welt von Hoffnung und Glück lag in ihnen! Hätte Hilda Dich ange=schaut, wie mich gestern Abend, als ich von ihr Ab=schied nahm, so würde alle Macht Deines scharfen Verstandes, alle Gewalt Deines festen Willens nicht verhüten können, daß Du ihre Fesseln trügest, wie ich sie trage.

„Doch wie kann ich von Fesseln sprechen! Sie sind für den Gefangenen bestimmt, mir aber ist ein Glück zu Teil geworden, eine lichte Freude, vor dem

es keine Nacht mehr giebt. Ich kenne das herbe Leid, welches der Freiherr zu tragen hat, ich kenne das schlimme Schicksal, welches ihm droht, ich weiß, daß Alles, was ihn trifft, auch Hilda nicht verschonen kann, ich fühle Alles auch in meiner eigenen Brust, und doch verliert mein Glück nicht seinen Glanz und die Tage der Zukunft büßen nicht einen Hauch ihrer überreichen Hoffnung ein.

„Die Tage der Zukunft! Müßte ich in dieser Stunde sterben, so würde ich nicht klagen können, denn jeder Augenblick schließt jetzt für mich mehr Seligkeit ein, als manches lange, äußerlich reiche Menschenleben. Denke ich aber daran, daß Hilda mein werden, daß sie für mich in aller ihrer Schönheit da sein soll, so stehe ich vor etwas, was mein Ohr vernimmt, was mein Sinn nicht faßt.

„Voll inniger Rührung bringe ich meinen Dank jetzt mehr als jemals dem Andenken des Mannes dar, dessen Hand mir diesen Zufluchtsort schenkte. Die Tage des Frühlings sehe ich kommen, tausend Blüten drängen und treiben in den hellen Sonnenschein hinaus, vom grünen Walde tönt das Lied der Sänger, die flüchtig von Ast zu Ast schwirren und nichts in der Welt kennen als Liebe und Liebesjubel; und ich

stehe mitten in dieser Welt des Glückes, nicht mehr allein, sondern die Königin aller Schönheit halte ich in meinem Arme, und ihr Auge strahlt mir heller als die Sonne am Lenzeshimmel, als die Sterne in duftiger Frühlingsnacht.

„Mit allen köstlichen Gaben des Reichtums bin ich überschüttet, denn wovon mein Herz zum Ueberschwellen voll ist, das darf ich Dir vertrauen, dem Freunde, dem ich meine Seele stets eröffnen konnte, wie vor meinem eigenen Blicke. Allein könnte ich es nicht tragen, dieses unsägliche Glück, in Deine Brust gieße ich es aus, Du verstehst mich, Du warst schon mehr als einmal der Hüter, der mit starkem Arm und sicherem Blick von mir abwandte, was mich treffen sollte. Du stehst in der unerschütterlichen Ruhe Deines Verstandes auch dem weiblichen Geschlechte als prüfender Beobachter gegenüber, und mit Lächeln hast Du wohl auf Deinen Freund geschaut, wenn er von schönen Augen thöricht schwärmte. Heute aber, mein Freund, mein Bruder, weiß ich keinen größeren Wunsch für Dich, als daß Dir auch ein Glück zu Teil werden möge, wie das, welches mir meine Seele erfüllt.

„Doch ich mag nicht dauern in dem engen Raume meines Zimmers; es treibt mich hinaus in den Wald, der Zeuge meiner Hoffnungen und meiner Trübsal war. Wenn unter meinem Fuße auch das welke Laub rauscht und mein Blick auf kahle Aeste und graue Nebel fällt, mir wird der herbstliche Wald doch eine Stätte des Frühlings sein.“

Verwundert schaute Frau Niebur auf ihren Herrn, der in leichter Kleidung mit hastigen Schritten den hohen Buchen zuwanderte.

„Er wird sobald nicht wiederkommen,“ dachte sie, ging in die Küche und rückte die Mittagstöpfe vom hellen Feuer zurück.

Indessen schritt Siburg weglos in den Hochwald hinein, wie er es gern that, wenn seine Gedanken besonders lebhaft beschäftigt waren. Von der Ostgrenze seines Besitztums schallten ferne Axtschläge herüber; dort arbeiteten die Holzhauer, welche nach Anweisung des Försters Schulz einen Teil der mächtigen Stämme niederlegten; als vielbegehrtes Nutzholz wurden sie im Laufe des Winters den benachbarten Städten zugeführt. Siburg pflegte die Arbeiter täglich zu besuchen und mit ihnen zu plaudern, von den Gewohnheiten vergangener Tage und von den Sorgen

der Gegenwart, und manches Geldstück wanderte als außerordentliche Unterstützung aus der Tasche des Herrn in die schwieligen Hände der Holzschläger.

Heute wich Siburg ihnen aus und schritt der äußersten Nordgrenze seines Besitztums zu, wo die königlichen Forsten begannen.

Nicht weit von dem Grenzwall entfernt stand eine Jägerhütte, aus Baumstämmen und Moos errichtet. Dem Kapitän hatte sie wohl als Nachtquartier gedient, wenn er seine Hirsche oder Rehe beobachten wollte. Auch Siburg hatte an schönen Sommertagen hier manchen Nachmittag mit einem Buche verweilt; keines Menschen Fuß verirrte sich nach der einsamen Hütte. Ein kleiner Vorrat von trockenem Holze, der immer wieder ergänzt wurde, lagerte in dem festgefugten Häuschen.

Auf seiner Wanderung sah Siburg sich der Hütte plötzlich gegenüber. Er trat hinein; auf dem Steinherde in der Mitte lag das Holz geschichtet, er entzündete es, schloß die Thür und setzte sich auf die Moosbank. Vor ihm knisterte lebhaft die Flamme in den Buchenästen; er schaute in die prasselnde Glut und träumte von Tagen, an welchen er nicht mehr allein an seinem warmen Herde sitzen würde; neben

sich sah er Hilda, sie lächelte ihn an, so lieb wie gestern Abend in Ellermoor, sie reichte ihm ihre weiße Hand, und von ihren Lippen vernahm er Worte der Liebe. O seliger Traum!

Wenn auch alles Unheil, wovon der Mund der Leute redete, über den Freiherrn und sein Haus hereinbrach, so war ein sicherer Zufluchtsort ihnen doch zur Hand. Das Haus in Buchhorst hatte Raum für viele Gäste, der Wald lieferte reiche Erträge, genug, um auch in der Stadt einen behaglichen Haushalt zu führen, wenn Hilda das unruhige Leben der schönen Einsamkeit vorziehen sollte. Wie aber könnte Hilda daran denken, die Haide zu verlassen, nach der sie sich mehr gesehnt hatte, als ihre Worte verrieten.

Fern von der Welt, ihrer Unruhe und ihrem Neide, wie auf einer Insel der Seligen, reich wie ein Fürst in Hilda's Besitz, blieb da für das Herz noch ein einziger Wunsch zurück? Wie ein grauer Schatten lag die Vergangenheit hinter ihm, und vor ihm breitete sich sonnenhell die goldige Zukunft aus.

Die Glut sank zusammen, Siburg verließ die Hütte und schritt nach seinem Hause zurück. Mit Verwunderung vernahm er Frau Nieburs vorwurfsvolle Mahnung, daß er die Mittagszeit um zwei volle

Stunden versäumt habe. Er wollte, als er mit Frau Niebur speiste, sie gern wieder versöhnen, aber er wußte nichts zu finden, wovon er reden sollte; heute hatten seine Gedanken nur für einen einzigen Gegenstand Raum.

Seine suchenden Blicke fielen auf eine Karte, welche an der Wand unter Glas und Rahmen hing; sie stellte eine genaue Aufnahme des ganzen zu Buchhorst gehörenden Grundbesitzes dar. Siburg hatte sie öfter betrachtet, heute fragte er, woher diese Karte stamme, und ob sie eine besondere Bedeutung habe.

„Vor einigen Jahren," erwiderte Frau Niebur, „war mit Erlaubniß des Herrn Kapitäns ein Forstgehülfe, den die Regierung schickte, mehrere Wochen lang damit beschäftigt, den Wald auszumessen. Als das Geschäft beendet war, bat sich der Herr Kapitän eine Kopie von der Karte aus; sie wurde ihm nach einigen Wochen zugeschickt, und zugleich wurde ihm ein großes Gebot gethan, wenn der Herr Kapitän an die Regierung verkaufen wollte. Da lachte der Herr Kapitän, aber die Karte hing er hier auf und so oft er sie ansah, freute er sich, daß Buchhorst sein Eigentum war. Eigentlich habe ich mich gewundert, Herr Assessor, daß die Regierung nicht auch bei

Ihnen wieder um den Verkauf angefragt hat.“ Und dabei richtete sie forschend ihre klugen, grauen Augen auf den Hausherrn.

„Buchhorst verkaufen!“ entgegnete Siburg rasch, „wer könnte daran jemals denken!“

Nach dem Essen schritt er eine Zeitlang in seinem Arbeitszimmer auf und ab, trat zum Fenster und schaute hinaus, nahm ein Buch und legte es wieder fort. Lebhaft erwog er den Gedanken, wie er die Gelegenheit herbeiführen könne, sich Hilda zu erklären. Burg Ellermoor wollte ihm nicht als geeigneter Ort erscheinen, denn dort sah er Hilda ja eigentlich niemals anders als in Gesellschaft des Freiherrn. Einen Ausflug zu Pferde zu verabreden, ging aus mehrfachen Gründen nicht wohl an. Was blieb nun noch übrig?

Im Kloster wohnte Fräulein von Thüring, eine Dame, zu welcher Siburg unbedingtes Vertrauen hegte; doch er kannte sie erst so kurze Zeit, daß er sich scheute, ihre Vermittlung in einer solchen Angelegenheit zu begehren. Aber da war ja auch der Pfarrer Stork, der in der Familie des Freiherrn als Vertrauensmann galt; ihm konnte Siburg sich ent-

decken, der Pfarrer konnte in seinem Hause eine Zusammenkunft leicht herbeiführen.

Je mehr er ihn prüfte, desto mehr fand dieser Gedanke den Beifall Siburgs, und zuletzt erschien er ihm in jeder Hinsicht so verheißend, daß er beschloß, noch an demselben Tage nach Altenhagen hinüberzugehen und dem befreundeten Pfarrer die Angelegenheit vorzutragen, die über seine Zukunft, über sein Leben entscheiden mußte.

Sogleich kleidete er sich an, und weil der Abend nahe war, so gab er Auftrag, daß Johann ihn später mit dem Wagen von Altenhagen abholen sollte.

In der freudigsten Hoffnung begab er sich zu Fuß auf den Weg, als die ersten Schatten der Abenddämmerung auf den Wald herabsanken.

Als er an Hartigs Hof vorüberschritt, kam ihm von der andern Seite des Waldes Frieda entgegen. In gehobener Stimmung begrüßte Siburg sie freundlich; da gewahrte er, daß auf ihrem bekümmerten Antlitze Thränen standen. Er blieb stehen und fragte nach der Ursache.

„Ich wartete lange auf Stefan," erwiderte Frieda, „aber er kommt nicht und ich ängstige mich um ihn." —

„Ist ihm etwas Böses zugestoßen?“ entgegnete Siburg.

„Er läßt sich wohl einmal fortreißen,“ versetzte Frieda, „Sie wissen ja selber, Herr Assessor, wie lebhaft er sein kann. Nun hat er einen roten Rock, den Frau von Adam ihm geschenkt, an der Grenze von Nimmersatt als Scheuche aufgesteckt, aber Frau von Adam hat den Stefan wegen Beleidigung angezeigt, und da die Frau von Adam ihre guten Freunde hat, so sind wir in Sorgen, was aus dem Handel werden mag. Käme der Stefan ins Gefängniß, so wäre es mit unserm Glück auf ewig vorbei.“

Freundlich tröstete Siburg die Weinende und versicherte sie, daß in diesem Falle das Gesetz eine Verurteilung nicht zulasse, da ja ein jeder Beweis fehle, daß Frau von Adam hätte beleidigt werden sollen. Kein Richter würde gegen den Gärtner entscheiden.

Ein wenig beruhigt ging Frieda ihrem väterlichen Hofe zu; Siburg setzte seinen Weg nach Altenhagen fort. —

Zu derselben Zeit, als Siburg in Buchhorst bedächtig überlegte, in welcher Weise er den Schritt,

zu welchem er sich entschieden, unternehmen könne, war Hilda bereits im Pfarrhause zu Altenhagen angekommen.

Ohne ein Zeichen von Unruhe saß sie am Fenster und schaute auf den Weg hinaus. In großer Erregung aber befand sich der Pfarrer, der von einer Stelle des Zimmers zur andern lief.

„Haben Sie sich, Fräulein Hilda," fragte er zum dritten Mal, „Alles wohl überlegt, was Sie thun wollen? Haben Sie auch bedacht, ob Sie im Einverständniß mit Ihrem Herrn Vater handeln? Ob Sie nicht am Ende Ihrem guten Herrn Vater eine Verdrießlichkeit, vielleicht gar bedeutenden Schaden bereiten werden? Haben Sie das Alles reiflich bei sich erwogen?"

„Eben weil ich an meinen Vater denke, deshalb muß ich handeln," versetzte Hilda. „Ruht nicht auch auf mir die Pflicht, jeden Gedanken anzuspannen, um meinem Vater zu Hülfe zu kommen? Wie könnte ich je in meinem Leben wieder ruhig werden, wenn ich mir sagen müßte: Du hast Deinen Vater in seiner größten Not allein gelassen!"

„Aber kommt Zeit, kommt Rat!" erwiderte der Pfarrer, „warum wollen Sie so eilen?"

„Damit ich beurteilen kann, ob wir noch Zeit haben, auf guten Rat zu warten," entgegnete Hilda. „Wo Alles auf dem Spiele steht, da führt oft ein einziger Augenblick die Entscheidung herbei. Ich muß die volle Sachlage kennen, denn mein Vater hat es mir schon in meiner frühen Jugend zur Pflicht gemacht, stets mit eigenen Augen zu sehen. Es ist mir nicht gegeben, mich durch Worte in Sicherheit wiegen zu lassen; nur mein eigenes Urteil kann mir Ruhe geben."

„Wäre der einfachste Weg dann nicht der, daß Sie Ihren Herrn Vater selber fragten?" wandte der Pfarrer ein.

„Wenn mein Vater wollte, daß ich von dem Stande seiner Angelegenheiten etwas erführe," erwiderte Hilda, „so würde er längst mit mir davon geredet haben; doch sobald ich auf diesen Gegenstand nur einmal hinwies, wich er mir aus. Das genügt mir, Herr Pfarrer, ich erkenne daraus, daß mein Vater mit mir nicht über seine Sorgen reden will, ich soll verschont werden. Darum wende ich mich an diejenigen, die meinem Vater nahe stehen und forsche im Vertrauen bei ihnen. Verargen Sie es mir nicht, lieber Herr Pfarrer, wenn ich auch Sie in Anspruch

nehme; ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden soll."

„Natürlich! Ich bin ja ganz zu Ihren Diensten, Fräulein Hilda," versetzte der Geistliche eifrig, „Sie können in allen Fällen unbedingt auf mich rechnen, auch heute!"

„Das ist mir sehr lieb," entgegnete Hilda, „hören Sie nun meine Bitte: Bleiben Sie hier im Zimmer, aber überlassen Sie es mir allein, mit Herrn Segler zu reden! Sorgen Sie auch freundlichst dafür, daß Niemand weiter dieses Zimmer betritt."

„Soll geschehen! Genau so wie Sie es wünschen!" antwortete der Pfarrer, „ich werde sogleich gehen, die nötigen Aufträge zu geben." Er verließ das Zimmer.

Als er wieder eintrat, tönten Hufschläge auf der Straße. Gleich nachher erschien der Oberverwalter Segler. In einer geschmackvollen Kleidung trat seine wohlgebildete Gestalt vorteilhaft hervor, und an der Liebenswürdigkeit, die er sehr wohl zu zeigen verstand, wenn er wollte, ließ er es heute keineswegs fehlen; besonders wurde Hilda von ihm sehr zuvorkommend begrüßt. Zugleich aber ruhten seine Blicke forschend auf ihr; offenbar empfand er, daß dieses

Zusammentreffen nicht zufällig und nicht bedeutungslos sei.

„Der Brief des Herrn Pfarrers," begann Hilda, „überbrachte Ihnen, Herr Segler, eine Einladung, die eigentlich von mir ausging."

„Von Ihnen, gnädiges Fräulein?" erwiderte Segler scherzend, „stand ich denn auf Burg Ellermoor nicht jeden Augenblick zu Ihren Diensten?"

„Ihre Freundlichkeit habe ich schon oft erprobt," entgegnete Hilda, „und darum habe ich Sie heute hierher gebeten, um mit Ihnen ungestört und ohne Aufsehen eine Angelegenheit zu besprechen, die mir sehr am Herzen liegt."

Seglers Züge waren ernst geworden. „Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung, gnädiges Fräulein!" versetzte er.

Hilda schwieg einen Augenblick, als scheue sie sich, die Worte über die Lippen zu bringen. Dann sagte sie: „Mein Vater hatte über eine erledigte Stelle im Kloster zu verfügen; er hat sie mir verliehen und mir die Urkunde überreicht. Er wollte durch diesen Schritt für meine Zukunft sorgen, er überwies mir, wenn ich so sagen darf, sein väterliches Vermächtniß. Wüßte er mich in anderer Weise

gesichert, so hätte er die Klosterstelle nicht mir zugewendet. Ich muß also annehmen, daß Alles, was mein Vater sonst sein Eigentum nennt, ein unsicherer Besitz geworden, daß es vielleicht sogar schon verloren ist. Auf diese Frage muß ich unter allen Umständen bestimmte, klare Antwort haben, und da Fräulein von Thüring und der Herr Pfarrer mir keine befriedigende Auskunft zu geben vermögen, so wende ich mich an Sie, Herr Segler. Sie haben seit Jahren die großen Arbeiten in Ellermoor geleitet, mein Vater hegt zu Ihnen — ich weiß es — volles Vertrauen, Sie werden sicher in die Verhältnisse meines Vaters eingeweiht sein. Was ich zu erfahren wünsche, wissen Sie jetzt. Ich bitte, geben Sie mir offen Antwort."

„Sie beehren mich mit einem Vertrauen, für welches ich Ihnen sehr dankbar bin, gnädiges Fräulein," erwiderte Segler, „ich hoffe, daß Sie mir verzeihen werden, wenn ich Sie daran zu erinnern mir erlaube, daß Geschäftssachen solcher Art doch wohl nur für die ruhigere Natur des Mannes geeignet sein dürften."

„Ihre Antwort sagt schon, daß Sie mir nichts Gutes zu verkünden haben," versetzte Hilda. „Glauben

Sie nicht, daß ich zu schwach bin, eine schlimme Wahrheit zu tragen, enthüllen Sie mir die volle Lage unserer Verhältnisse! Ich bitte Sie darum!"

„Gnädiges Fräulein!" entgegnete Segler, „Niemand kann lebhafter Anteil nehmen an Allem, was Sie betrifft, als ich. Warum muß ich es Ihnen denn nun aussprechen, was Ihr Herr Vater Ihnen nicht mitteilen wollte? Gewiß thäten Sie am besten, gar nicht zu fragen; die Umstände verändern sich ja oft sehr rasch, und Sie erfahren von den dunklen Wolken erst, wenn sie vorübergezogen sind."

„Ist es edel von Ihnen," zürnte Hilda, „mich so mit Worten zu quälen, die meine Angst zugleich auf die Spitze treiben müssen? Finde ich denn Niemand, der den Mut besitzt, mir die Wahrheit zu sagen?"

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," entgegnete Segler, „in keinem andern Falle, und wenn es mein Bruder wäre, würde mir die Wahrheit auszusprechen so bitter werden, als wenn ich jetzt zu Ihnen reden muß. Doch einem so bestimmten Verlangen, wie Sie es mir kund geben, kann ich nicht widerstreben. Seien Sie stark, mein gnädiges Fräulein, denn die Wahrheit, die ich Ihnen verkünden muß, ist hart: Die Herrschaft Ellermoor ist über ihren Wert hinaus mit

Schulden belastet und jeder Tag kann eine traurige Entscheidung bringen."

„Ueber ihren Wert hinaus?" rief Hilda in höchster Erregung, „und wenn diese Entscheidung eintritt, dann wird mein Vater vor der Welt dastehen als ein — als ein —" das Wort kam nicht über ihre Lippen; sie preßte die Hände vor das Gesicht und saß wortlos da; doch nur einen Augenblick. Dann richtete sie sich auf und schaute den Oberverwalter mit Festigkeit an.

„Kennen Sie alle Gläubiger meines Vaters?" fragte sie.

Segler bejahte, und als Hilda ihre Namen zu erfahren begehrte, antwortete er: „Zwei große Hypotheken, mit welchen die Herrschaft belastet ist, gefährden ihren Besitz noch nicht. Der Rest sind persönliche Schulden."

„Wie erhielt mein Vater dieses Geld?" forschte Hilda.

„Dem Herrn Freiherrn besorgte es sein Makler in Hamburg," lautete die Antwort.

„Von ihm weiß ich, daß er selbst nicht über große Summen verfügt," entgegnete Hilda, „woher nahm der Mann das Geld?"

Segler zögerte. „Muß ich Ihnen durchaus auf diese Frage antworten, gnädiges Fräulein?“ erwiderte er dann.

„Ersparen Sie mir die Mühe, anderswo nachforschen zu müssen,“ versetzte Hilda, „ich bitte Sie darum.

„Ich gab ihm das Geld,“ entgegnete Segler.

„Und Sie?“ fragte Hilda, „woher bezogen Sie diese großen Summen?“

„In ihnen besteht mein Vermögen,“ erwiderte Segler.

„Ihr eigenes Geld haben Sie gegeben?“ versetzte Hilda überrascht und schaute den Oberverwalter mit ihren glänzenden Augen groß an, als wollte sie in seiner Seele lesen. „Wußte mein Vater, daß Sie das Geld gaben?“

„Als er es erhielt, wußte der Herr Freiherr es nicht,“ entgegnete Segler, „jetzt weiß er es; sonst hätten auch Sie, gnädiges Fräulein, es von mir nicht erfahren.“

Noch immer hafteten Hilda's Blicke auf Seglers Antlitz, als müßten sie eine Hülle durchdringen, die sich über ein Geheimniß gelagert zeigte, und die lebhafte Farbe ihrer Wangen verrriet zugleich, wie sehr ihre Gedanken arbeiteten.

Auch Seglers Blick flog immer wieder über die jugendliche Gestalt hin; schöner als je erschien ihm Hilda in dieser Stunde, die er nicht ungenützt verstreichen zu lassen fest entschlossen war.

„Was veranlaßte Sie, Herr Segler," fragte Hilda jetzt, und ihre Stimme klang bewegt, „Ihr Vermögen für uns einzusetzen?"

„Konnte ich anders?" erwiderte er. „Vielleicht hätte ich als Geschäftsmann klüger handeln können, aber als ich Ihren Herrn Vater näher kennen lernte, als er mir sein ganzes Vertrauen schenkte, als ich seine Gedanken, seine Pläne und seine Schicksale überschauen konnte, da sagte ich zu mir: Für den Freiherrn mußt du Alles einsetzen, was du bist und was du hast, denn nur wenige Männer dienen so edlen Absichten. Das waren meine Empfindungen, und als die Stunden der Not kamen — ich will es offen gestehen — da habe ich wohl geschwankt, aber nur, um im nächsten Augenblick zu sagen: Es ist mir nicht möglich, jetzt zurückzutreten; mein Verstand gebietet es mir, aber mein Herz verweigert es. Und ich freue mich, daß ich es nicht gethan habe."

„Das war eine großmütige Handlung!" sagte der Pfarrer hastig, „ein wahrhaft humaner Sinn

hatte sie eingegeben! Das ist meine aufrichtige Meinung!“ Er schritt zu dem Oberverwalter hin, schüttelte ihm die Hand und kehrte dann als Beobachter auf seinen Sitz zurück.

Schweigend hatte Hilda dagesessen, die Augen gesenkt. Segler hatte sie verstohlen beobachtet, er wartete, bis sie selber reden würde; er wußte, was er zu thun hatte, er wußte auch, daß seine Angelegenheit auf gutem Wege war.

„Herr Segler,“ begann Hilda nun, und ihre Worte klangen warm und vertraulich, „Sie haben mir mitgeteilt, was ich von keinem andern Munde erfahren konnte. Ich weiß nun, daß Sie uns große Dienste erwiesen haben, nicht in der Absicht, eigennützig zu gewinnen, sondern in der edelsten Gesinnung. Sie haben es vermocht, das Schlimmste von uns fern zu halten, wer aber vollendet das schwierige Werk? Wenn ich daran denke, daß mein Vater mit dem Stabe in der Hand in die Welt hinausgetrieben würde, so will mir das Herz brechen. Giebt es eine Möglichkeit, meinen Vater in seinem Besitze zu erhalten? O wenn es irgend eine Rettung aus dieser furchtbaren Lage giebt, verbergen Sie mir sie nicht! Und wenn ich die Welt darum durchpilgern müßte,

ich will Alles mit Freuden thun, was meinen Vater vor dem Schrecklichen bewahren könnte. Kennen Sie noch eine Rettung?“

„Einen Ausweg weiß ich,“ entgegnete Segler, „nur einen, aber ich bin überzeugt, daß er zum Ziele führen würde.“

„Welcher ist es?“ fragte Hilda gespannt.

„Eine doppelte Gefahr bedroht den Freiherrn von Ellermoor,“ erwiderte Segler; „auf der einen Seite ist es die unzweifelhafte Gewißheit, daß ein Unfall, ja sogar ein Zufall in jedem Augenblicke zum Verkauf der Güter drängen kann; auf der andern Seite ist die gefährliche Feindschaft zu besiegen, welche von Seiten der übermächtigen welfischen Nachbarn und ihrer Bundesgenossen fortwährend auf die Vernichtung des Freiherrn hinarbeitet. Wer hier unanfechtbare Sicherheit schaffen wollte, der müßte zweierlei aufzuwenden haben: Geld und Mut, und von Beiden nicht wenig. Den Willen, als entschlossener Kämpfer einzutreten, besitze ich; das bedeutende Vermögen meines Oheims steht in jedem Augenblick zu meiner freien Verfügung, an Geld kann es mir nie fehlen; den Mut und die Kraft aber, den harten Kampf gegen solche Gegner siegesfreudig auf-

zunehmen, den, mein gnädiges Fräulein, können nur Sie mir geben!“

„Ich?“ versetzte Hilda, „wie meinen Sie das?“

„Hilda!“ entgegnete Segler, „so lange ich Sie kenne, liebe ich Sie: Reichen Sie mir Ihre Hand, und ich versichere Sie: Nie soll der Tag kommen, der den Freiherrn von Ellermoor von seinem Besitz vertreibt!“

Lautlos und bleich starrte Hilda den Oberverwalter an. Der Pfarrer war aufgesprungen, er trat an Hilda's Seite, als müsse er sie beschützen.

„Ihre Worte überraschen mich!“ versetzte Hilda mit klangloser Stimme, „gönnen Sie mir Zeit —“

„Ich füge mich in Allem Ihrem Willen,“ erwiderte Segler; „aber die Stunden sind kostbar. Kann ich noch heute handeln, so weiß ich bestimmt, daß kein anderer als der Freiherr auf Ellermoor gebieten wird. Bringt der nächste Tag eine Entscheidung, die alle Anstrengung hoffnungslos macht, so würde die Verantwortung nicht auf mich fallen. Vielleicht ist nur heute noch Rettung möglich.“

Regungslos stand Hilda neben ihrem Stuhle, ihre Hand um die Lehne geklammert. Es waren Augenblicke des peinvollsten Schweigens.

Dann wandte Segler sich langsam der Thür zu.

„Bleiben Sie!“ stieß Hilda hervor, „können Sie mir auf Ihr Wort als Mann und als Christ versichern, daß Sie Alles, was meinen Vater bedroht, verhindern, daß Sie seinen Besitz unbedingt sicher stellen werden?“

„Ja! Ich verspreche es!“ entgegnete Segler fest.

Hilda that einen Schritt auf ihn zu.

„Hilda!“ rief der Pfarrer und hob die gerungenen Hände gegen sie auf.

Sie wandte sich gegen ihn. „Wissen Sie einen andern Weg der Rettung, Herr Pfarrer?“ fragte sie mit einem Lächeln auf den wachsbleichen Lippen. Der Pfarrer schwieg und schaute in hülfloser Angst von Einem zum Andern.

Da reichte Hilda Segler ihre Hand hin. „Ich will die Ihre sein!“ sagte sie.

Ein Freudenblitz brach aus Seglers Augen. Er hob den Arm, Hilda an seine Brust zu ziehen; doch vor ihrem Blicke wich er zurück, er beugte sich und küßte ihre Hand. Dann wandte er sich an den Geistlichen.

„Geben Sie uns Ihren Segen, Herr Pfarrer!“ sagte er.

„Der erste Segen gebührt dem Vater!“ versetzte dieser, indem er zurücktrat.

„Unser Bund ist geschlossen,“ sagte Segler, „und Ihre Sorgen, liebe Hilda, sind nun auch die mei nigen. Ich reite sogleich zur nächsten Station, um Depeschen aufzugeben. Morgen sehen wir uns in Ellermoor wieder.“

Er verließ das Haus. Hilda horchte, bis die eiligen Hufschläge seines Rosses verhallt waren, dann reichte sie dem Pfarrer die Hand.

„Beten Sie für uns!“ sagte sie und schritt hinaus. Nanna kam auf ihren Ruf sogleich heran; sie stieg in den Sattel und ritt davon.

Der Pfarrer starrte ihr nach; er schaute immer noch auf die Straße, als die Reiterin auf dem weißen Rosse längst entschwunden war. Es war, als zweifle er immer noch, ob das, was er gesehen und gehört, auch Wahrheit sein könne; er konnte sich nicht dazu verstehen, es als Thatsache anzuerkennen, und doch fand er keine Möglichkeit, es hinwegzuleugnen.

„Ein schreckliches Opfer! Ein Menschenopfer!“ murmelte er vor sich hin, indem er hastig in der Stube umherging. „Was soll ich thun? Rede ich, so ist der Freiherr verloren; schweige ich, so —“ Er

schüttelte schmerzlich das ergrauende Haupt. „Arme Hilda! Arme, arme Hilda! — Aber mit welcher Entschlossenheit handelt sie! Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll!“

Der Abend dämmerte stärker. Es wurde an die Thür gepocht. Der Pfarrer hörte es nicht, er ging und redete immerfort. Als das Pochen lauter wiederholt wurde, öffnete der Pfarrer hastig, als müsse ihm eine erwünschte Nachricht gebracht werden.

Draußen stand Siburg. Der Pfarrer zog ihn herein, und drückte ihn ungestüm auf den nächsten Stuhl.

„Hören Sie mich an!“ sagte er, „ich muß mein Herz ausschütten und Sie müssen mir raten, Sie sind ein erfahrener Mann; ich weiß nicht, was ich thun soll. Hören Sie, lieber Freund!“

Und nun begann er zu erzählen, was ihm sein Herz beschwerte, mit heftigen Handbewegungen und indem er wieder im Zimmer umherging, als fühlte er den Druck der Wände. Alles sprach er aus, was er eben erlebt, Satz für Satz wiederholte er, als käme es aus seiner eigenen Brust. Endlich war Alles gesagt. „Nun raten Sie mir, Herr Assessor!“ rief er, „was soll ich thun? Wie soll ich mich verhalten?“

Vergeblich horchte er auf Antwort, er schaute suchend um sich — er war allein im Zimmer.

Langsam war Hilda den Weg nach Hause geritten, Schritt für Schritt, als sei es belanglos für sie, ob die Zeit eilte, oder ob sie träge dahinschlich.

Sie kam in Ellermoor an. Sie fand den Freiherrn in seinem Zimmer; er hielt ein Buch und las.

„Lieber Vater," sagte Hilda ruhig, „ich habe mich verlobt!"

Wie aus dem Traume fuhr der Freiherr auf und schaute seine Tochter groß an. „Mit wem?" fragte er.

„Mit dem Herrn Segler," entgegnete Hilda. „Er ist ein treuer und kluger Mann; seine Hand wird Deinem Kinde den Lebensweg zu ebnen verstehen."

Der Freiherr senkte sein Haupt.

„Hilda," sagte er dann, „hast Du Dich nicht übereilt?"

„Ich folgte meinem festen Entschlusse, lieber Vater," erwiderte sie. „Wenn Dir meine Wahl heute noch nicht ganz nach Deinen Erwartungen ist, so wird sie Dir später, ich hoffe es, willkommen erscheinen."

Der Freiherr antwortete nicht. Ueber die Verlobung wurde an diesem Abend nicht weiter gesprochen. Der Freiherr redete wenig, Hilda führte die Unterhaltung; ihre Stimme klang ruhig, aber die rosige Farbe ihrer Wangen war erblichen.

Zur gewohnten Stunde wünschte sie dem Vater Gutenacht und ging auf ihr Zimmer.

Sie trat ans Fenster und starrte in die dunkle Nacht hinaus. Dann fuhr ein Zittern durch ihren Körper und heiß stürzten die Thränen über ihr Antlitz.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
1. Kapitel.	Am Hünengrabe	1
2. „	Ellermoor	19
3. „	Alter Adel	52
4. „	Das Kloster	78
5. „	Mancherlei Reichtum	108
6. „	Runen	137
7. „	In den Schatten des Herbstes	178
8. „	Hilda	222

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ellermoor

Bd.: 2.

1888

P.o.germ. 1754 c-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674269-1